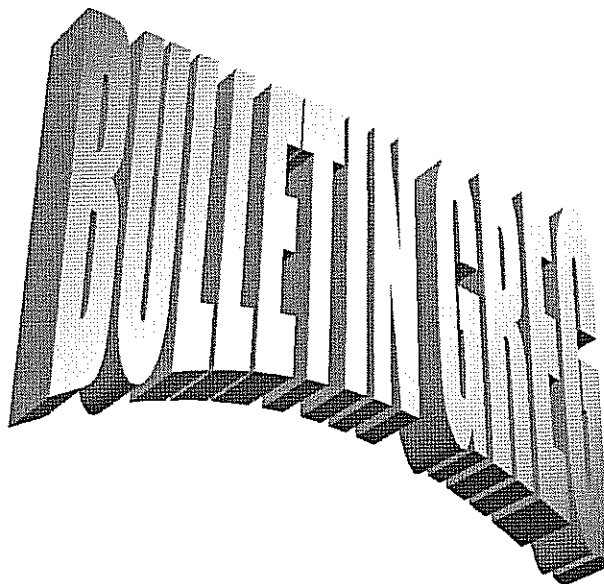


# BULLETIN 2008 - 2



## G.R.E.G.



### **Inhaltsverzeichnis :**

Der Zwangsrekrutierte Thiltges Jean aus Niederfeulen	2 - 19
Kriegserinnerungen von THILTGES Albert aus Niederfeulen	20 - 30
Marie-Jeanne KIEFFER-KIPGEN zum Gedenken und Verhaftung der Eheleute Kipgen-Meiers	31 - 35
Jean-Pierre Hirt zum Gedenken	36
Dank an Pfarrer Jos Sauber	37
Rätslecke	38 - 39

### **Vorstand des GREG**

Präsident : Paul HEINRICH  
Vize-Präsident : John THURMES  
Sekretär : Pascal NICOLAY  
Kassierer : Jeannot PETERS

Beisitzende :

Marcel CHEVALLIER	Alain CHEVALLIER	John DERNEDEN
Marc HEINRICH	Nico JAAS	Marc PETERS
Romain REINARD	Fernand RIES	Emile SCHILTGES

**Redaktion :** 5, rue Dr. KLEIN L – 9054 ETTTELBRUCK

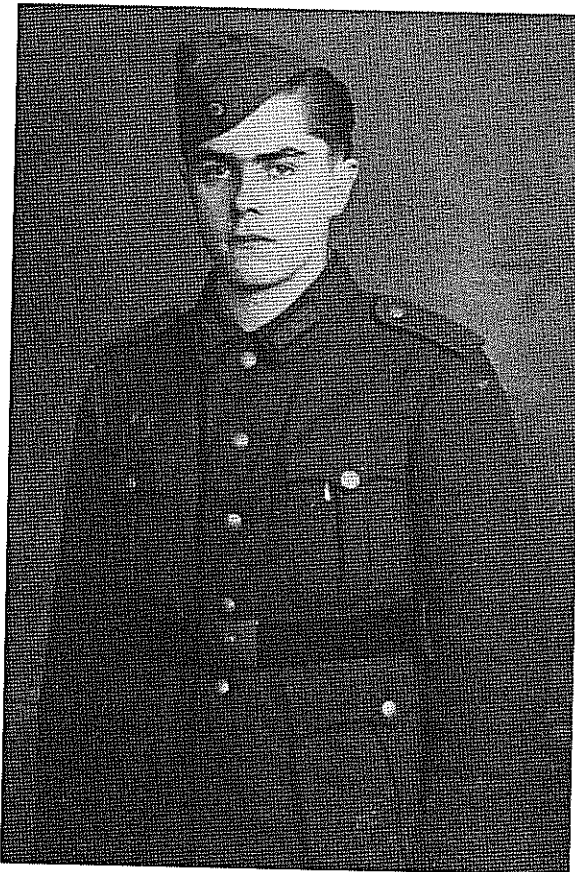
Tel.: 81 03 22 Fax: 26 81 05 77

Email: patton@patton.lu Internet: www.patton.lu

**CCPL: LU84 1111 0968 9892 0000**

## Der Zwangsrekrutierte THILTGES Jean aus Niederfeulen berichtet

Interview vom 18. Oktober 1992, vervollständigt im März 2008



„Ein erstes Mal wurde Feulen in die Geschehnisse des Zweiten Weltkrieges verwickelt, als in der Nacht zum 2. April 1940 ein französisches Flugzeug auf dem „Buchecknapp“ bei Feulen zu einer Notlandung gezwungen war. Ich wurde am frühen Morgen durch das Geräusch eines tief fliegenden Flugzeuges geweckt. Man merkte, dass mit dieser Maschine etwas nicht in Ordnung war, denn plötzlich war jedes Geräusch verstummt. Mir war sofort klar, dass das Flugzeug in der Nähe abgestürzt sei. Als ich gemeinsam mit meinem Bruder das Haus verließ, befanden sich bereits viele Anwohner auf der Straße, und einige strebten bereits der Absturzstelle zu. Wir liefen ebenfalls hin und fanden nur noch das Wrack der notgelandeten Maschine vor.

Von der Besatzung war nichts mehr zu sehen. Außerdem hatten die Gendarmen aus Ettelbrück die Unfallstelle bereits abgeriegelt.

In der Nacht vom 9. zum 10. Mai 1940 wurden wir zwischen 4 und 5 Uhr durch anhaltendes Flugzeuggeräusch aus dem Schlaf geweckt.

Bei Tagesanbruch sahen wir durch den Wiesengrund ganze Pulks von Fieseler Störchen in Richtung Belgien fliegen. Ich hatte mich bereits einige Zeit vorher mit der Identifizierung von Flugzeugen abgegeben, so dass ich beim Erkennen der Balkenkreuze sofort wusste, dass es sich nur um deutsche Flugzeuge handeln könnte.

Uns war sofort klar, dass es sich um die deutsche Invasion unseres Landes handeln würde, denn mit einem solchen Angriff wurde bereits seit längerer Zeit gerechnet, wenn man die deutsche Expansionspolitik verfolgte.

Gegen 8 Uhr, nachdem mehrere Einwohner aus Feulen in Richtung Ettelbrück aufgebrochen waren, um zu ihrer Arbeitsstelle zu gelangen, kamen diese zurück und meldeten, dass deutsche Soldaten im Anmarsch wären.

Hier war es unser Nachbar, Flesch Jos, der beim Glasermeister Rohleder in Ettelbrück beschäftigt war, der die Nachricht überbrachte. Er war „an der Heng“ auf die heranmarschierenden Soldaten gestoßen und wurde kurzerhand nach Hause zurückgeschickt.

Es dauerte dann auch nicht mehr lange, bevor die ersten Kolonnen unsere Ortschaft erreichten.

Zuerst waren es Soldaten auf Motorrädern, dann folgten andere zu Fuß, auf Pferden und mit Fahrrädern. Schwerere Gefährte, wie Lastwagen und Kettenfahrzeuge folgten erst später. Auch Artilleriegeschütze, kleine und große Kaliber, zogen entweder im Pferdezug oder an Lastwagen angekuppelt durch das Dorf.

Die meisten Kolonnen fuhren in Richtung Mertzig, doch gab es auch Einheiten, welche den Weg nach Heiderscheid einschlugen.

Nur wenige Dorfbewohner standen an der Straße, um diesen gewaltigen Aufmarsch zu verfolgen. Der Gesichtsausdruck dieser Leute verriet Erstaunen und Angst. Ich bin überzeugt, dass die Wenigsten sich über die Folgen dieses Aufmarsches im Klaren waren.

In den Monaten vorher hatten wir durch die Presse von den Vorkehrungen erfahren, welche an den Grenzen getroffen worden waren.

So war mir zum Beispiel bekannt, dass Gendarmen und Soldaten der Freiwilligen Kompanie die Grenzen bewachen würden.

Ich habe mich zu dieser Zeit für Politik interessiert, so dass ich über die damaligen Geschehnisse ziemlich im Bilde war.

Mir war deshalb von Anfang an klar, dass die Deutschen nicht, wie viele Leute annahmen, das Großherzogtum nur als Durchgangsland benutzen würden, um Frankreich anzugreifen und dass damit für uns alles vorbei sei.

Diese Darstellung konnte ich einfach nicht glauben.

Später waren wir alle zutiefst enttäuscht, als die Franzosen die Waffen nach relativ kurzer Zeit streckten.

Ihre viel gepriesene Maginotlinie hielt jedenfalls nicht das, was sich alle von dieser Verteidigungslinie versprochen hatten.

In der damaligen Presse wurde die französische Verteidigungslinie ja als uneinnehmbar bezeichnet.

Nachdem die Zivilverwaltung hier im Lande Einzug gehalten hatte und ihre ersten Bekanntmachungen erschienen, war die Bevölkerung überzeugt, dass uns noch weit Schlimmeres bevorstehe.

Leider gab es innerhalb kurzer Zeit auch bereits Einwohner aus Ober- und Niederfeulen, welche sich von den Nazis angetan fühlten und sich zu ihnen bekannten.

Die übrigen Dorfbewohner empfanden die Sinneswandlung ihrer Mitbewohner als empörender Verrat.

Es kam schon bald die Zeit, wo man niemanden mehr trauen konnte.

Mein Vater besaß ein Radio, so dass wir regelmäßig den englischen Sender abhörten, obschon dies seitens der Zivilverwaltung untersagt und mit schweren Strafen bedroht war.

Sonderzweifel wurde er, wegen Abhörens des englischen Senders verraten, denn eines Tages, ich glaube schon sehr bald, wurde der Empfänger von der Polizei beschlagnahmt.

Da wir noch zu zweit, d.h. mein Bruder Albert und ich selbst, im Haushalt der Eltern lebten und wir beide als arbeitsfähig eingestuft waren, bekam ich den Bescheid mich auf dem Arbeitsamt zu melden, um eine Arbeit anzunehmen.

Ich kam dann in die Schlosserei von Edouard Schneider nach Ettelbrück.

Für einen sehr niedrigen Lohn fuhr ich jeden Tag mit dem Fahrrad zur Arbeit.

Die Einführung der Wehrpflicht rief bei den Leuten Panik und Entsetzen hervor. Nachdem der auf die Verkündigung der Wehrpflicht erfolgte Streik mit der bekannten Brutalität niedergeschlagen worden war, waren die Luxemburger entsetzt und zutiefst schockiert.

Die ersten Wehrpflichtigen wurden im Oktober 1942 eingezogen.

Philippe Jean, aus Niederfeulen, war einer der ersten der dem Zwangsbefehl Folge leisten musste.

Ende 1942 wurde ich von einem Doktor Luthermann in Diekirch für den Arbeitsdienst gemustert.

Ich wurde jedoch krank und bekam 6 Monate Aufschub.

Eine Frist von 6 Monaten war schon nicht schlecht, und so kam mir der Gedanke, wenn ich erreichen könnte, noch eine zweite Vertagung zu bekommen, dann könnte der Krieg vorbei sein.

Trotz Verbot wurde ja noch immer der „Engländer“ abgehört, so dass die Dorfbewohner darüber im Bilde waren, dass die Deutschen inzwischen in Russland und in Afrika empfindliche Schläppen erlitten hatten.

Trotzdem sollten sich meine Erwartungen auf ein baldiges Kriegsende nicht erfüllen, denn im Monat Mai 1943 bekam ich meinen Stellungsbefehl. Diesmal direkt zur Wehrmacht, und zwar sollte ich am 19. Juni 1943 einrücken.

Ich erkundigte mich noch bei der Wehrdienststelle, ob es sich in meinem Falle nicht um einen Irrtum handele, da man ja in der Regel zuerst in den Arbeitsdienst musste.

Es wurde mir jedoch zur Kenntnis gebracht, dass alles seine Richtigkeit hätte und ich übergangslos zur Wehrmacht müsse.

Am Tage der Einberufung erlebte ich dann wohl eine der größten Enttäuschungen meines Lebens.

Mit mir zusammen sollte Schreiber Nicolas aus Niederfeulen eingezogen werden.

Am Vorabend waren wir noch gemeinsam in verschiedenen Häusern gewesen, um uns zu verabschieden. Auch in einigen Dorfgaststätten hatten wir uns verabschiedet.

Den damaligen Pfarrer Linden, den wir sehr schätzten, hatten wir ebenfalls gemeinsam aufgesucht. Er gab uns Worte des Trostes mit auf den Weg, und zeichnete uns abschließend ein Kreuz auf die Stirn.

Fast überall bekamen wir noch kleine Aufmerksamkeiten für die Reise.

Unser letzter Besuch galt Eugène Wagner.

Ihn baten wir, uns am folgenden Tag mit seiner Pferdekutsche nach Ettelbrück, zur Bahn zu bringen.

Hierzu erklärte er sich sofort bereit.

Derselbe fuhr auch am darauf folgenden Morgen, zur vereinbarten Zeit bei unserem Hause vor, doch saß Nicolas Schreiber nicht in der Kutsche.

Als ich Eugène nach dem Verbleib von Nic Schreiber fragte, antwortete er mir, dass dieser möglicherweise am Ende der Ortschaft „bei der Keelebunn“ auf uns warte.

Mein Kollege war jedoch nicht anwesend, er fehlte später bei der ersten Zählung am Bahnhof Ettelbrück und auch beim abschließenden Appell am Bahnhof Luxemburg-Hollerich.

Meine Enttäuschung war nicht in Worten zu fassen. Ich fühlte mich elend und verlassen. Ich war wie am Boden zerstört. Eine Welt war für mich zusammen gebrochen. Obschon wir noch am Vorabend zusammen waren, hatte er mit keinem Wort erwähnt, dass er am kommenden Morgen nicht dabei sein würde.

Ich bin heute noch überzeugt, dass Eugène Wagner genau wusste, dass Nic Schreiber nicht dabei sein würde, doch auch er sagte kein Wort.

In Luxemburg-Hollerich waren es immerhin 300 bis 400 Mann, welche sich dort eingefunden hatten.

Außer Nic Schreiber fehlten beim Appell auch noch andere.

Ich glaube nicht, dass ich in meinem späteren Leben noch ein einziges Mal eine so schwere Enttäuschung erlitt. Ich war so traurig, dass ich sogar weinte.

Ich kam lange Zeit nicht hierüber hinweg.

Nach dem Appell wurde kein Wort darüber verloren, dass einige nicht erschienen waren.

Am Bahnhof fanden sich Familienangehörige mit Fahnen ein. Es spielten sich ergreifende Abschiedsszenen ab.

Ich bekam von der Abreise eigentlich nicht besonders viel mit, da ich noch immer unter einer Art Schock stand. Ich fühlte mich verraten und im Stich gelassen.

Nachdem wir den Zug bestiegen hatten, ging es in Richtung Trier. Auf der Fahrt wurden luxemburgische Lieder gesungen, randaliert wurde jedoch nicht.

In Trier wurden wir vorerst in der alte Hornkaserne einquartiert. Ein riesiger Kasernenhof gehörte zu dieser Kaserne.

Hier wurden wir in Gruppen zu 20 bis 25 Mann eingeteilt und anschließend fand die Einkleidung statt.

Unsere Zivilkleider mussten wir abgeben, denn diese wurden an die von uns angegebene Heimadresse geschickt.

Am darauf folgenden Tag wurden wir mit Lastwagen zum Bahnhof in Trier gebracht.

Wie Vieh wurden wir in Waggons zu 20 oder 30 Mann gepresst und ab ging die Fahrt in Richtung Köln.

Nachdem wir dort erneut eingeteilt worden waren, fuhren die Züge in verschiedenen Richtungen davon.

Ab Trier waren die Luxemburger schon nicht mehr zusammen, sondern auch Reichsdeutsche, Elsässer und Lothringer befanden sich in den verschiedenen Gruppen.

Nach der Neueinteilung in Köln ging es weiter durch das Ruhrgebiet, über Hannover-Berlin nach Fürstenwalde. Vom dortigen Bahnhof mussten wir dann zu Fuß in eine etwa 10 Kilometer entfernte Kaserne, welche auf einer Anhöhe lag.

Hier waren wir noch zirka 25 Luxemburger.

Keiner kannte den anderen.

Es folgte dann eine etwa 4-wöchige Infanterieausbildung, die ich als besonders hart empfand, da ich ja keinen Arbeitsdienst geleistet hatte.

Nach dieser kurzen Ausbildung wurden wir wieder neu eingeteilt.

Dann ging es erneut auf Transport.

Diesmal war Frankfurt /Oder das Ziel unserer Reise. Wir wurden in einer nicht weit von der Stadt entfernt gelegenen Artilleriekaserne untergebracht.

Hier wurden wir aufs Neue einer schikanösen Ausbildung unterworfen, die am Ende mit einem Manöver abgeschlossen wurde.

Unsere Ansicht gute Übungen vorgeführt zu haben, wurde zunichte gemacht, als der Kompaniechef, ein Hauptmann, uns nach dem Manöver tüchtig abkanzerte und uns darüber hinaus als miesen Haufen bezeichnete.

In unserer Abteilung waren nicht nur Elsässer und Lothringer sondern auch Neubelgier. Nach der Ausbildung in dieser Artilleriekaserne, welche etwa bis Mitte August dauerte, kamen wir erneut auf Transport, und zwar ging die Reise diesmal nach Russland, in die Gegend von Bereza-Kartuska, in der Nähe von Minsk.

Inzwischen war es Dezember geworden und in dieser Gegend bitter kalt. Wir lagen in großen russischen Kasernen.

Die ganze Gegend galt als Partisanengebiet, so dass wir auch dort zum Partisaneneinsatz kamen.

Bereits auf der Fahrt zu unserem Einsatzort waren viele Eisenbahnstrecken gesprengt. Oft kam es zu längeren Verzögerungen, da die Strecken vorerst wieder in Stand gesetzt werden mussten. Unzählige zerstörte Eisenbahnwaggons säumten den Schienenweg.

Sobald ein Zug wegen Zerstörung der Gleisanlagen zum Stillstand gekommen war, wurden sofort Posten aufgestellt und Patrouillen ausgesandt.

In diesem Bereich wurden eines Nachts sogar einmal 7 deutsche Soldaten von Partisanen umgebracht. Man hatte ihnen die Zungen herausgeschnitten, so dass sie qualvoll verbluteten. Eine entsetzliche Tat!

Unsere Geschütze kamen dort ebenfalls zum Einsatz, doch da die Partisanen immer nur zu kurzen Schlägen ausholten und dann wieder verschwanden, wurde meistens ohne konkretes Ziel in der Gegend herumgeballert.

Taktisch vorbereitete Artillerieeinsätze gab es unter diesen Umständen nicht.

Während dieser Zeit wurde ein Angehöriger unserer Truppe so schwer verletzt, dass man ihn mit einem Fieseler Storch in ein Lazarett brachte.

Später hörten wir jedoch, dass er gestorben sei.

Ich bekam dann eines Tages die Gelbsucht. Es handelte sich um eine ansteckende Hepatitis, die in unserem Bereich sehr häufig auftrat. Nachdem die Krankheit durch den Arzt unserer Einheit festgestellt worden war, wurde ich vorerst während mehreren Tagen in die Krankenstube eingewiesen, und ich kam dann nach Brest-Litowsk in ein Lazarett, wo ich etwa 3 Wochen bleiben musste.

Ich kam wieder zu meiner früheren Einheit zurück, die ursprünglich tiefer in Russland eingesetzt werden sollte.

Es wurde dann jedoch wieder anders entschieden, und unsere Abteilung wurde an einen anderen Ort in der Ukraine verlegt.

Wir waren hier in der Gegend der Pripjetsümpfe, einer recht gefährlichen Gegend, wo man darauf achten musste, nur die gekennzeichneten Wege zu benutzen, um nicht in ein Moor zu geraten.

Während meinem Lazarettaufenthalt hatte ich einen Offizier, einen Funkmeister namens Hoss getroffen, ein anständiger Mann, der zu einer Funkerstaffel gehörte.

Dieser gab mir den Rat, das Morsen zu erlernen.

Dies sei eine nützliche Tätigkeit, und ich könnte mir durch eine Funkerausbildung einen frühzeitigen Fronteinsatz ersparen.

Ich leistete seinem Rat dann auch Folge und machte eine Funkerausbildung mit, die ich in Ostpreußen (Deutsch-Eylau) absolvierte. Diese Ausbildung bereitete mir kaum Probleme, da ich ziemlich aufnahmefähig war und das System ziemlich schnell beherrschte.

Zuvor war mir jedoch noch ein mehrtägiger Genesungsurlaub bewilligt worden, den ich zu Hause verbringen durfte.

Meine Eltern freuten sich unermesslich, mich wohlbehalten wieder zu sehen, so dass ich einige angenehme Tage in Niederfeulen verbringen durfte.

Nach meiner Funkerausbildung kam ich zur Sturmgeschützabteilung 314, wo ich erneut eine entsprechende Ausbildung erhielt.

In der Kaserne, in welcher ich damals eingewiesen worden war, traf ich zwei Luxemburger Kameraden, und zwar Roger Gillen aus Ettelbrück und Roger Lacaf aus Diekirch.

Eines Tages wurde ich zum Kommandanten befohlen, der den Rang eines Majors hatte.

Nachdem er sich über meine Situation erkundigt hatte, ahnte ich, dass der Mann geneigt war, mir einen Urlaub zu bewilligen, doch aus irgendeinem Grunde zögerte.

Ich fand dann auch schnell den Grund seiner Unentschlossenheit heraus, als er eine große Landkarte vor mir ausbreitete, auf der Deutschland rot und die angrenzenden Länder gelb-beige eingezeichnet waren.

Als er mir dann erklärte, zwischen Deutschland und Luxemburg würde ja eine Grenze bestehen, ließ ich ihn wissen, dass wir seit Kriegsanfang zum Gau Moselland gehören würden. Der Offizier fragte mich dann über Luxemburg aus, wobei er am Rande wissen wollte, ob man dort noch gewisse Konsumgüter, wie z.B. Honig, Schnaps oder Kognak bekommen könnte.

Ich ahnte ja gleich, was der Major bezweckte, so dass ich ihm erklärte, es gäbe wirklich kaum ein Problem solche Naturalien bei uns zu Hause zu bekommen.

Er bewilligte mir dann einen Kurzurlaub von 6 Tagen. Soweit ich mich heute noch erinnere gab es drei verschiedene Kriterien, nach denen Kurzurlaub berechnet wurde, und zwar waren diese von der Distanz abhängig, die man von dem jeweiligen Standort aus zurückzulegen hatte.

Der Major hatte meinen Urlaub in gewisser Weise von meinem Versprechen abhängig gemacht, dass ich ihm Honig und Schnaps besorgen würde.

Innerlich hatte ich mich entschlossen, nach Ablauf des Urlaubs nicht mehr zu meiner Einheit zurückzukehren, obschon mir bewusst war, dass eine Desertion schlimme Konsequenzen für meine Familie und mich selbst nach sich ziehen würde.

Als ich jedoch zu Hause war, wurde kein Wort darüber verloren, dass ich mich eventuell dem weiteren Wehrdienst entziehen könnte.

Irgendwie wurde es als selbstverständlich hingenommen, dass ich nach dem Urlaub wieder zu meiner Einheit zurückkehren würde.

Auch diesmal war ich sehr enttäuscht, denn ich hatte mir vorgestellt, dass es im Dorf Leute gäbe, die mir in diesem Sinne behilflich sein würden.

Als ich meinen Vater fragte, was aus Schreiber Nicolas geworden wäre, gab er mir knapp zur Antwort, dass er über dessen Verbleib nicht im Bilde sei.

Da ich niemanden fand, der mir in dieser Richtung einen Vorschlag machte, war ich wohl oder übel gezwungen, nach dem Urlaub wieder zurückzukehren.

Dem Wunsch unseres Kommandanten kam ich dann auch nach, und ich besorgte ihm Branntwein und Honig.

Während meinem Aufenthalt in Feulen hatte meine Mutter mir die Uniform gereinigt, so dass ich bei Rundgängen im Dorf, entgegen den Wehrmachtsvorschriften, Zivilkleidung trug.



Hier muss ich leider einflechten, dass mir von einem Einwohner aus Oberfeulen, den ich nicht namhaft machen will, wegen Nichttragens der Uniform heftige Vorwürfe gemacht wurden. Es war ein fanatischer „Gielemännchen“ in Uniform.

Nachdem der Urlaub zu Ende gegangen war, fuhr ich dann schweren Herzens zu meiner Einheit zurück. Der einzige der sich freute war der Major, dem ich Honig und Branntwein mitgebracht hatte.

Die Einlösung meines Versprechens, gegenüber dem Major, brachte es mit sich, dass ich in der Folge noch zweimal aus einem solchen Kurzurlaub Nutzen ziehen konnte.

Der mir bewilligte Urlaub wurde jedoch innerhalb der Ortschaft missverstanden, denn später erfuhr ich von meiner Mutter, dass es Leute gab, die ihr gegenüber äußerten: „Äre Jäng muss jo gutt preisesch sinn, soss kriet hien jo net esou vill Urlaub.“

Ich erinnere mich, dass ich nach dem letzten Kurzurlaub, auf dem Rückweg zu meiner Einheit, in Berlin einen schrecklichen Bombenangriff miterlebte.

Meine Rückkehr zur Truppe verzögerte sich durch diesen Angriff sogar um mehrere Tage. Mit einer größeren Anzahl von zurückkehrenden Urlaubern bekam ich den Befehl, beim Aufräumen behilflich zu sein.

Hier lernte ich dann einen Wehrmichtsangehörigen kennen, der angab Berliner zu sein, und nicht einmal Gelegenheit hätte, seine Angehörigen zu besuchen.

Da es sich um einen sehr anständigen Kerl handelte, freundete ich mich mit ihm an.

Als er dann trotz allem einmal Gelegenheit hatte, seine Eltern zu besuchen, bot er mir an, ihn nach Hause zu begleiten.

Seine Eltern wohnten in einer feudalen Villa, im Stadtteil Charlottenburg, die bis zu diesem Zeitpunkt noch von den Bombardierungen verschont geblieben war.

Ich wurde dann auch von seinen Angehörigen, welche der gehobenen Klasse angehörten recht herzlich begrüßt, und wir blieben mehrere Tage in ihrem Haus. Der Vater meines neuen Kollegen war ein hoher Beamter in der Reichsregierung.

Dort durfte ich ein anständiges Bad nehmen, und ich schlief in einem Daunenbett. Obschon ich immer wieder sagte, ich müsse zu meiner Einheit zurück, brachten die Leute es fertig, mich während 4 Tagen in ihrem Haus zurück zu behalten. Der Sohn, welcher ebenfalls in Urlaub war, besorgte mir Zivilkleider, doch bevor ich mich von diesen Leuten verabschiedete, hatte die Frau des Hauses es fertig gebracht mir eine gänzlich neue Uniform zu besorgen.

Als wir nach dem Bombenangriff zum Aufräumen hinzugezogen worden waren, hatte man unseren Marschbefehl mit einem Stempel versehen. Am 4. Tag fuhr ich zurück nach Deutsch-Eylau. Zu meinem Urlaubsschein bekam ich ein Schreiben, das sich in einem geschlossenen Briefumschlag befand.

Als wir dann später in der Gegend von Posen-Gnesen von der Feldgendarmerie angetroffen wurden und wir nach unseren Papieren gefragt wurden, zeigte ich das Schreiben.

Die Feldgendarmen studierten das Schriftstück, salutierten und ließen uns unbehelligt ziehen. Den Brief bekam ich nicht zu lesen. Der Sohn der Familie, mit dem ich mich inzwischen sehr gut angefreundet hatte, stieg in Warschau aus, wo er sich herzlich von mir verabschiedete.

Wohin er fuhr, sagte er mir nicht. Ich habe nie mehr etwas von ihm gehört.

Ich kam wie erwähnt, mit acht Tagen Verspätung zu meiner Sturmgeschützabteilung zurück, die unterdessen definitiv aufgestellt worden war. Ich wurde sofort in die Schreibstube gerufen, wo ich mich beim Kommandeur melden musste. Dieser wusste bereits über meine ganze Situation Bescheid, so dass ich unbehelligt davonkam. Ich erfuhr nie, was eigentlich da gelaufen war.

Ich beendete dann meine Funkerausbildung.

Jedes Geschütz hatte einen Kommandanten, zwei Leute welche das Geschütz bedienten und einen Funker.

Bevor wir allerdings als kampfverwendungsfähig eingestuft werden konnten, mussten wir eine letzte Ausbildung über uns ergehen lassen.

Diese fand in Ostpreußen, unter harten winterlichen Bedingungen statt.

Ich würde sagen, dass diese Ausbildung so hart war, dass sie von jedem das letzte abverlangte.

Ich war nun endgültig Funker bei einer Sturmgeschützabteilung.

Zu dieser Zeit wurde noch immer von einem Einsatz in Russland gesprochen, ein Umstand, der von uns nicht gerade mit Begeisterung aufgenommen wurde.

Inzwischen hatte die Wehrmacht bereits eine Menge Rückschläge einstecken müssen, und dies besonders an der Ostfront. Auch das Afrikakorps, unter dem viel gerühmten Feldmarschall Erwin Rommel, war geschlagen.

Trotz allem war die Moral innerhalb der Truppe noch recht gut, obschon dieser oder jener sich über den „Scheißkrieg“ beschwerte.

Als Angehörige einer Sturmgeschützabteilung bekamen wir auch neue Uniformen, und zwar eng anliegende Reithosen mit Stiefeln, die bis an die Kniekehlen reichten und einen enger zugeschnittenen Waffenrock. Als Bewaffnung trug nun jeder eine Pistole Walther P 38. Die Geschütze die uns zugeteilt worden waren, kamen neu aus der Fabrik.

Eines Tages tauchte das Gerücht auf, wir würden nach dem Westen verlegt, was sich dann wenig später als Tatsache herausstellte. Als ich unserem Kommandeur, einem Major der aus der Gegend von Trier stammte, einmal das Essen brachte, tat er mir kund, dass wir nicht nach Russland kämen, sondern nach dem Westen, nach Frankreich, in die Normandie.

Bereits am darauf folgenden Tag begann die Verlegung nach dem neuen Einsatzort.

Wir wurden in normalen Truppentransportzügen befördert, während die Sturmgeschütze auf Waggons verladen wurden, um nachgeführt zu werden.

Unsere Fahrt führte von Schweinfurt nach Saarbrücken, Metz, Troyes, Orléans, Tours bis Azay le Rideau, wo wir für einige Zeit in einem schönen alten Schloss einquartiert waren. Hier erfolgte aufs Neue eine Ausbildung an den Sturmgeschützen, wobei ich zum Teil als Funker oder als Ladekanonier eingeteilt wurde.

Ich kann nicht mehr genau sagen, wie es zu diesem Zeitpunkt mit der Landung der Alliierten in der Normandie stand, doch weiß ich noch genau, dass diese gewaltige Operation wenige Tage nach unserem Eintreffen innerhalb der Truppe das Hauptthema war.

Deshalb nehme ich an, dass die Landung zu diesem Zeitpunkt bereits stattgefunden hatte.

Nach etwa einer Woche wurden wir nach Tours verlegt.

Dem Kommandeur unserer Einheit war bekannt, dass ich Luxemburger sei.

Unter diesen Umständen glaubte er annehmen zu können, dass ich die französische Sprache beherrschen würde. Da in unserem Bereich viele Radiodurchsagen und Funksprüche in französischer Sprache aufgefangen wurden, beauftragte er mich, mit der Übersetzung dieser Nachrichten.

Ich trachtete danach, nur diejenigen Worte zu übersetzen die allgemeinen Charakter hatten.

Ich vermied tunlichst, die nicht offiziellen Darstellungen zu übersetzen.

Die deutschen Soldaten waren sich meiner Ansicht nach auch zu diesem Zeitpunkt immer noch nicht so recht bewusst, dass der Krieg zu ihren Ungunsten verlaufen würde, denn sie gaben sich noch immer zuversichtlich und kämpferisch.

Hier machte ich die Bekanntschaft eines lothringischen Unteroffiziers. Der Umstand des höheren Grades machte mich ihm gegenüber von Anfang an misstrauisch. Er war Chef

des Sturmgeschützes, dem ich zugeteilt war. Eines Tages mussten wir im Kasernenhof antreten. Ich bekam meine Ernennung zum Gefreiten, was absolut nicht in meinem Sinne war. Zusätzlich wurde mir ein Schreiben ausgehändigt gemäß dem ich die deutsche Staatsbürgerschaft erhalten hätte. Sowohl die Beförderung als die mir zuerkannte Staatsangehörigkeit hätte ich am liebsten abgelehnt, doch hätte ich mir hierdurch sonder Zweifel ernste Probleme eingehandelt.

In der Folge gelangte ich mit meiner Einheit bis in den Raum Bayeux-St. Lô. Es mag dies um den 20. Juni 1944 gewesen sein.

Hier kamen wir ein erstes Mal zum Einsatz, nachdem wir in Laval die neuen Sturmgeschütze erhalten hatten. Der Lothringer, welcher Kommandant unseres Geschützes war, ließ uns in der Nähe der Stadt Laval anhalten. Er sagte mir, dass er sich mal in der Gegend umsehen müsse, um sich über die Gesamtsituation zu orientieren.

Er kam nicht mehr zurück. Der Mann war ja Franzose, sprach deshalb seine Heimatsprache ohne Akzent. Das Untertauchen war für ihn aus diesem Grunde sehr leicht.

Mir war es die ganze Zeit über etwas mulmig, da ich als Funker auch noch auf der Munitionskiste saß.

Die alliierte Luftwaffe beherrschte zu diesem Zeitpunkt den Himmel, so dass wir permanent der Gefahr ausgesetzt waren, entweder von einer Bombe oder von den Bordkanonen der Flieger getroffen zu werden.

Wir bekamen einen neuen Kommandanten, einen Oberleutnant namens Buchmann. Er war ein ordentlicher Kerl.

Die Fahrt ging weiter über Domfort, Flers, Vire, St. Lô. In dieser Gegend wurde Position bezogen, in einer großen mit Apfelbäumen bestandenen Plantage.

Hier wurde dann auch der Kommandant unseres Sturmgeschützes durch Kopfschuss getötet, als er seinen Oberkörper aus einer Luke heraus hob.

Er war sofort tot.

Er fiel auf mich und auf die Munition.

Alles war voller Blut. Von der 4-Mann-Besatzung des Sturmgeschützes blieben nun noch drei. Wir zogen uns daraufhin 3 bis 4 Kilometer zurück.

Nun wurde überlegt, ob es nicht besser wäre, sich zu ergeben, denn wir wurden permanent von Jabos angegriffen und ein Geschütz ging verloren. Eine richtige Front gab es nicht mehr.

Wir wussten nicht mehr ob es Sonntag oder Werktag sei. Ich weiß nur noch, dass es Ende Juni war. Wir verließen die Geschütze, sprengten das Kanonenrohr, durch Einschieben einer Handgranate ins Rohr, und versteckten uns in zerschossenen Gebäuden.

Ein Unteroffizier, der als Richtschütze fungierte und mit dem ich recht gut ausgekommen war, gab uns zu verstehen, wir sollten uns „dünn machen“, denn gegen die gegnerische Übermacht kämen wir nicht mehr an.

Inzwischen hatte ich mich jedoch mit dem Richtschützen entfernt, so dass ich nicht sagen kann, was nach der Sprengung der Rohre geschah.

Nachdem wir eine gute Strecke zu Fuß zurückgelegt hatten, wobei wir darauf bedacht waren, die Straßen und Wege zu meiden, wo noch Wehrmachtsfahrzeuge zirkulierten, hörten wir plötzlich fremdartig klingende Stimmen.

Da eine Sprache gesprochen wurde, die wir nicht verstanden, rätselten wir einige Zeit, wen wir vor uns haben könnten.

Mein Begleiter meinte es könnte sich um Polen handeln.

Er sollte Recht behalten. ( Später hörten wir, dass diese Einheit zu General Anders gehörte.)  
Wir traten näher heran und sahen, dass es sich um Soldaten handelte, die englische Uniformen trugen.

Wir hielten die Hände hoch, zum Zeichen, dass wir uns ergeben wollten.

Die Soldaten richteten ihre Waffen auf uns und ließen uns näher herankommen.

Der Kommandant der Einheit trat auf uns zu, und er stellte uns in deutscher Sprache die üblichen Fragen, nach unserer Einheit, unserer Herkunft usw.

Ich gab ihm zu verstehen, dass ich Luxemburger sei und in die deutsche Wehrmacht gezwungen worden wäre.

Diese Leute behandelten uns sehr gut.

Wir bekamen ordentlich zu essen und durften nach der Durchsuchung unsere persönlichen Effekten, wie Fotos und Schriftstücke behalten.

Während 2 oder 3 Tagen wurden wir dann in einem provisorischen Gefangenenlager bei Granville untergebracht. Nach einigen Tagen übergaben sie uns den Amerikanern.

Amerikanische Lastwagen fuhren im Lager vor, man hieß uns aufsteigen, und wir wurden aus diesem Lager fortgebracht. Die Amerikaner, die uns dort in Empfang nahmen, waren uns gegenüber ziemlich unfreundlich und sprachen mit uns in einer scharfen Tonart. Hier wirkte sich natürlich sehr nachteilig für uns aus, dass wir kein Wort Englisch verstanden.

Auf der nun folgenden Fahrt durch verschiedene Dörfer hatten sich an den Straßenrändern manche Dorfbewohner angesammelt.

Diese schmissen uns mit Tomaten und beleidigten uns als „sales boches“.

Als dies mir nun doch zuviel wurde, schrie ich die Menge plötzlich an, indem ich ihnen in französischer Sprache entgegenschleuderte, weshalb sie uns als „sales boches“ beschimpfen würden? Ich sei Luxemburger und viele der Kameraden Elsässer und Lothringer, ob das auch „sales boches“ seien. Die Leute starrten verdutzt hinter uns her und verstummten.

Später bekamen wir von ihnen sogar Brot und etwas zum Trinken.

Wir wurden zuerst in ein größeres Gefangenenlager bei Granville gebracht.

Dort blieben wir jedoch nur kurze Zeit und kamen dann in ein noch größeres Lager bei Cherbourg. Dieses Lager befand sich auf einer Anhöhe, denn wir konnten von oben herab auf das Meer blicken.

Von diesem Lager habe ich nur schlechte Erinnerungen.

Das Essen war miserabel, das Wasser knapp, und wir mussten uns in unübersehbaren Kolonnen anstellen, um überhaupt etwas zu bekommen.

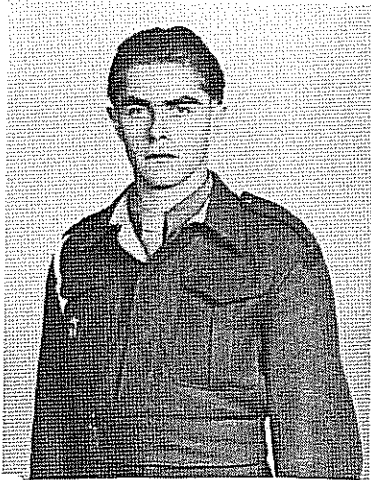
Nach einigen Tagen wurden die Deutschen von den Ausländern getrennt.

Franzosen aus Elsass-Lothringen, Belgier aus dem Raum St.Vith-Eupen-Malmédy und Luxemburger wurden auf ein Liberty-Schiff verladen und es ging in Richtung England.

Andere kamen nach den USA.

Nach 2 bis 3 Tagen Überfahrt kamen wir in Southeard on Sea an. Nach Stunden des Wartens ging es mit dem Zug nach London. Dort waren wir im Victoria-Stadion. Von dort ging es dann nach Edinburgh, eine sehr lange Fahrt. Von Edinburgh zirka 15 Meilen entfernt, wurden wir in ein Zeltlager eingewiesen. Auch viele Wellblechbaracken gab es dort

Nach einer gründlichen Körperreinigung und einer ärztlichen Kontrolle wurden wir neu eingekleidet, und zwar bekamen wir eine englische Uniform mit roten oder gelben Leinenstücken auf dem Rücken, was „ Prisoner of War“ bedeutete.



LECERCO Jean  
N° 6034 1944-1945

Carte des états de services  
de guerre du combattant  
1940-1945

délivrée à MILITAGES (Julien LECERCO)  
né à Niedergrünchen le 6. 5. 1925  
Grade : Soldat  
Position : 10 Militaires de réserve - Militaire  
Volontaire de guerre - (Régiment  
aérien - Formation - par - les - prisonniers  
civiliens - Agence de assistance  
militaire - à - l'étranger)  
Heures des services de guerre :  
Faisant avec les Belges  
en Grande Bretagne  
du 21. 10. 1944 au 8. 5. 1945.



N° d'ordre : 301921  
Signature du détenteur :  
*(Signature)*  
L. LECLERCQ  
MARS, A. J.  
Capitaine-Commandant  
l'Administration  
Directeur

Heures des services de guerre (suite) :

(1) Durée des services militaires 26 AVR 65

Nachdem wir etwa 14 Tage in diesem Lager zugebracht hatten, wurden wir zur Arbeit eingeteilt.

Ich kam in einen landwirtschaftlichen Betrieb, wo wir uns während der ganzen Woche frei bewegen konnten und nur am Wochenende vom jeweiligen Arbeitgeber ins Lager zurückgebracht werden mussten. Ich hatte Glück, denn ich war in einen landwirtschaftlichen Betrieb zu sehr netten Leuten gekommen. Ich wurde dort so gut behandelt, dass es für mich eine schöne Zeit war. Ich lernte dort Traktor fahren. Nach Feierabend ging der Bauer des öfteren mit mir und seinen beiden Töchtern ins Dorf, um in einer Gastwirtschaft ein Glas zu trinken. Nachdem ich das Traktorfahren beherrschte, wurde ich zum Bestellen der Felder herangezogen. Das Essen war gut und abends konnte ich mich frei in der Umgebung bewegen.

Nach etlichen Wochen kamen zwei belgische Offiziere ins Lager. Sie erkundigten sich nach belgischen Staatsangehörigen aus den Ostkantonen, die, wie wir Luxemburger, in die deutsche Wehrmacht zwangsrekrutiert worden waren. Ich wurde bei dieser Gelegenheit ebenfalls von den beiden Offizieren kontaktiert. Etwa 10 bis 12 Tage später kamen die beiden ins Lager zurück. Sie ließen uns wissen, dass die belgische Armee Soldaten rekrutiere, um mit den Engländern gegen die Deutschen zu kämpfen. Ich meldete mich freiwillig. Es tat mir zwar ein wenig Leid, denn bei meinem bisherigen Arbeitgeber war ich sehr gut aufgehoben und der Mann hätte mich noch gerne behalten. Trotzdem war der Drang auf diesem Wege früher nach Hause zu kommen stärker als alle anderen Überlegungen.

Die neu aufzustellende Einheit sollte nämlich im Rahmen der belgischen Armee an militärischen Einsätzen auf dem europäischen Kriegsschauplatz teilnehmen. Aufgrund meiner Papiere kann man feststellen, dass ich vom 31. Oktober 1944 bis zum 18. Mai 1945 als Soldat der belgischen Armee gedient habe. Wir wurden anschließend in die Gegend von Leamington Spa in der Nähe von Coventry in ein Ausbildungscamp gebracht, wo wir einer sehr harten Ausbildung unterworfen wurden. Hier wurden wir außerdem einem regelrechten Verhör im Hinblick auf Personenstand, Vergangenheit und Eintritt in die deutsche Wehrmacht unterzogen. Zu diesem Zeitpunkt wurde davon gesprochen, dass wir in Holland eingesetzt würden.

Wir mussten einen anderen Namen annehmen, da der Krieg ja noch nicht vorbei war, und wir als Deserteure bei den Deutschen geführt wurden.

Ich jedenfalls bekam Ausweispapiere auf den Namen Leclercq.

Ich bekam dann 8 Tage Urlaub, die ich bei einer Familie in der Nähe von Coventry verbrachte.

Dann ging es zurück nach Leamington, wo wir diesmal als Kraftfahrer ausgebildet werden sollten.

Army Form A.2038 Serial No. 09

**WAR DEPARTMENT DRIVING PERMIT**  
(Not valid for driving any mechanically propelled vehicle for private purposes)

Issued under the conditions of A.C.I.699 of 1942.

The undersigned Leclercq  
(description) N° 5034  
Private

being employed on Military Service is hereby authorised by the Secretary of State for War to drive mechanically propelled vehicles of:—

All Groups	}	(Delete Groups inapplicable)
Group I		
„ III		
„ IV		

„ VI

when on Government duty, from March 31, 1945  
until December 31, 1945

Leclercq, Jean J. Droncker  
Signature of Holder Permanent Under-Secretary of State for War.

(26788) Wt. 52913 A. & E. W. Ltd.

Führerschein auf den Namen Leclercq

Später kam ich dann nach Monks Kirby, dann nach London, wo wir wieder einer Ausbildung unterworfen wurden.

Obschon einige von uns, wie z.B. Jean Neven aus Diekirch, nach Holland versetzt wurden, hieß es plötzlich, dass Kraftfahrer für einen bestimmten Auftrag benötigt würden.

Ich wurde dann als Kraftfahrer bestimmt, doch musste ich vorerst einmal Fahrunterricht bekommen, da ich bis jetzt nur Traktor gefahren war.

Nachdem man uns das Autofahren beigebracht hatte, bekamen wir den Führerschein und mussten dann wieder zurück nach London, wo wir einer letzten Prüfung unterzogen wurden.

Dann lernten wir in einem Konvoi zu fahren, denn hier wurde uns zur Kenntnis gebracht, dass einige von uns nach Luxemburg mitkämen, um dort in einem Rot-Kreuz-Geleitzug in die Stadt zu fahren. Ich sollte den Wagen steuern, in welchem Prinzessin Marie-Gabrielle ihren Einzug in die Stadt halten würde.

Ein Kollege von mir, und zwar Emil Feidt aus Wormeldingen sollte z.B. mit einer Madame Als fahren.

Bei den Probefahrten in England war die Prinzessin bereits mit dabei.

Sie stellte mir natürlich Fragen über meine Herkunft und meine bisherige Tätigkeit.

Ich erzählte ihr meinen ganzen Weg, vom Zwangseintritt in die deutsche Wehrmacht bis zu meiner Desertion in der Normandie, den Weg der Gefangenschaft und meiner freiwilligen Meldung zur belgischen Armee.

-von der belgischen Armee wurde ich später mit der „médaille commémorative“ avec deux sabres croisés ausgezeichnet-

Da ich bisher lediglich das Traktorfahren gelernt hatte, wurde mir auch nichts bei der Ausbildung zum Armeekraftfahrer geschenkt. Wiederholt wurde ich von einem belgischen Unteroffizier, welcher als Fahrschullehrer fungierte arg zusammengestaucht, wenn es mit dem Zurückschalten nicht so richtig klappte. Das Getriebe war zu diesem Zeitpunkt noch nicht synchronisiert, so dass man Zwischengas geben musste, damit der Rückwärtsgang in Tätigkeit gesetzt werden konnte. Jedes Mal, wenn es im Getriebe knarrte war mein Fahrlehrer aufgebracht und bedachte mich mit den unflätigsten Schimpfwörtern.

Dann kam der Tag, wo wir von England aus, auf den Weg nach Luxemburg gebracht werden sollten. Mit einem Liberty-Schiff ging es bis Le Havre.

Bis zu diesem Zeitpunkt war es noch immer eine abgemachte Sache, dass ich mit Prinzessin Marie-Gabrielle nach Luxemburg fahren sollte.

In Le Havre begann nun meine Pechsträhne, die schlussendlich dazu führte, dass ich die Prinzessin nicht nach Luxemburg befördern oder begleiten konnte.

Als amerikanische Soldaten, die für uns bestimmten Fahrzeuge vom Schiff auf das Festland steuern sollten, fuhr einer mit dem für mich bestimmten Fahrzeug gegen ein Brückengeländer, wobei der Wagen am Vorderteil erheblich beschädigt wurde.

Dies hatte zur Folge, dass der mir zugeteilte Kraftwagen zwecks Reparatur in Le Havre zurückbehalten wurde, und für Prinzessin Marie-Gabrielle wurde ein anderes Fahrzeug, selbstverständlich auch mit einem anderen Fahrer ausgewählt.

Ich war gezwungen, noch einige Tage in Le Havre auszuharren, bis mein Fahrzeug wieder betriebsfähig war.

Es handelte sich um einen Rotkreuzwagen der Marke Austin, mit Rechtssteuerung.

Ich fuhr nun allein von Le Havre durch Frankreich nach Luxemburg.



So sah der Sanitätswagen aus mit dem Jean Thiltges Prinzessin Marie-Gabrielle zurückbringen sollte.



Die Prinzessinnen Elisabeth, Marie-Adélaïde und Marie-Gabrielle in Ihren Rot-Kreuz-Uniformen.

Unterwegs musste ich zweimal übernachten, u. a. in Reims.

Ich muss hier allerdings noch einflechten, dass jeder von uns kurz vor der Abfahrt in England ein Verpflegungspaket erhalten hatte, der eine Menge Köstlichkeiten, wie Kaffee, Schokolade, Zigaretten usw. enthielt.

Die Prinzessin hatte mir auch ihre Verpflegung überlassen.

Es mag Ende April oder Anfang Mai gewesen sein, als ich in Luxemburg eintraf.

Das mir zur Verfügung stehende Militärfahrzeug musste ich in Luxemburg zurücklassen, und ein Unteroffizier der damaligen luxemburgischen Armee, J. Alzin, brachte mich nach Hause.

Zu Hause traf mich dann allerdings eine böse Überraschung.

Mein Vater war von einem amerikanischen Lastwagen überfahren worden, und er war auf der Stelle tot.

Am Tage meiner Heimkehr fand seine 6-Wochen-Messe statt.

Ein böser Schlag, den ich lange Zeit nicht verkraften konnte.

Meine Mutter war jedenfalls untröstlich.

Nachdem ich einige Tage zu Hause Urlaub gemacht hatte, meldete ich mich wieder bei der Militärbehörde in Luxemburg, indem ich ja noch keine definitive Entlassung hatte.

Ich bekam dann einen neuen Auftrag, und zwar durfte ich nach Deutschland fahren, um Luxemburger, die irgendwo zurückbehalten worden waren, nach ihrer Heimat zurückzubringen. Unter ihnen waren Zwangsrekrutierte, KZ-Häftlinge oder Leute die unter Nazi-Herrschaft in Gefängnissen zurückbehalten wurden.

Ich brachte ebenfalls den damaligen Präsidenten des Obergerichtshofes, Herr Paul Faber, nach Luxemburg zurück.

Ich fuhr nach Stenay, Erfurt, Buchenwald, Brüssel und Antwerpen.



In Antwerpen befand sich mein Bruder Albert, ebenfalls in einem Gefangenenlager, und es war mir eine große Freude, auch ihn nach Hause zurückbringen zu dürfen.  
In der Armee blieb ich bis zum 18. Juli 1945 und wurde dann endgültig demobilisiert.  
Danach erlernte ich den Beruf eines Krankenpflegers, den ich bis zu meiner Pensionierung im Jahre 1981 ausübte.“

Paul Heinrich



S.A.R. la Grande-Duchesse

*Charlotte 1944*

Dieses Foto wurde Jean Thiltges von I.K.H. Großherzogin Charlotte persönlich überreicht



Conformément aux dispositions de l'article 1er de la loi du 25 février 1967, le titre de

### RÉSISTANT

a été conféré au détenteur de la présente carte.

*Signature: Jean Thiltges*

Mentions complémentaires.  
(Art. 2 de la loi du 25.2.1967)

Armé.

Remarques: - - -

Nom: THILTGES Jean  
infirmier  
Domicile: Eitelbrück  
94, avenue Salentin  
Né le 6.5.23 à Niederfeulen  
Nationalité: Luxembourgeois

La présente

### CARTE DE RÉSISTANT

N° 156

a été délivrée par le Gouvernement du Grand-Duché de Luxembourg sur avis du Conseil National de la Résistance.

Luxembourg, le 7 décembre 1979

Le Ministre d'Etat,  
Président du Gouvernement



*Signature*

Le titulaire de la présente carte est autorisé à porter l'insigne de Résistant.

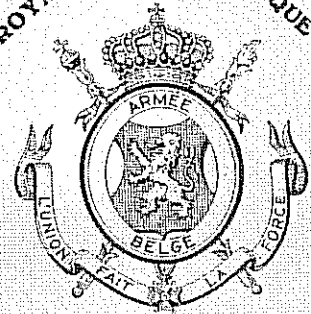
Blessures :

Distinctions honorifiques de guerre :

*Médaille Commémorative  
de la Guerre 1940-1945  
avec deux rubans croisés.*

Institut Géographique Militaire, D.S. Gx.  
- Allée du Clavier, 2 - Bruxelles -  
36-72 - 200.000 ex.

ROYAUME DE BELGIQUE



Carte des états de services  
de guerre du combattant  
1940-1945

**Nous Charlotte,**

par la grâce de Dieu,

**Grande-Duchesse de Luxembourg,**

**Duchesse de Nassau,**

etc., etc., etc.

Sur la proposition de l'otre Ministre d'Etat, Président du Gouvernement, Ministre de la Force Armée, et après délibération du Gouvernement en Conseil;

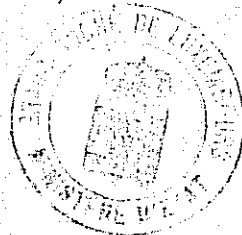
Avons trouvé bon et entendu de conférer la Médaille Commémorative des Volontaires Luxembourgeois de la Guerre de 1940-1945 à Monsieur Jean SHILFGES, demeurant à Niederfeulen, ayant servi comme Volontaire dans les Armées des Alliés au cours de la Guerre de 1940-1945.

Luxembourg, le 25 janvier 1946.

s. Charlotte.

Le Ministre d'Etat,  
Président du Gouvernement,  
Ministre de la Force Armée,

s. Dupong.



Pour ampliation.

Luxembourg, le 25 janvier 1946.

Le Ministre d'Etat,  
Président du Gouvernement,  
Ministre de la Force Armée,

*P. Dupong*

R E S T R I C T E D  
HEADQUARTERS  
UNITED KINGDOM BASE  
APO 413. US ARMY

HJM/bl

12 April 1945

AG 201x250.36 L 4-910

SUBJECT: Orders

TO: Individuals concerned.

1. Luxembourg Civilians and Luxembourg Military Personnel are attd to proceed on or about 12 April 1945, by surface T and/or rail, from the United Kingdom to Luxembourg.

LUXEMBOURG CIVILIANS

PRINCESS ELISABETH  
PRINCESS MARIE ADELAIDE  
PRINCESS GABRIELLE  
PRINCE CHARLES  
MME. A. ALS  
MME. LEON CLASSEN  
MME A. J. CLASEN  
MR ROGER FRAUENBERG

LUXEMBOURG MILITARY PERSONNEL

LE J. WELTER  
JOSEPH ALBERT ALZIN  
ALEX BARNISCH  
PAUL BRADKE  
GUILLAUME BRAUN  
MICHEL CREBANCE  
ARTHUR DIDIER  
EMILE FEIDT  
ARMAND FALLER  
JEAN LECLERC  
MARCEL METTELENG  
JEAN PAULY  
LEON RAUCHS  
JEAN-CAMILLE SCHMIDT  
EUGENE SCHMIDT  
WALTER STEFFEN  
PIERRE STRASSER  
ROGER WAGNER  
ALFRED WEISCHNER  
ALPHONSE WOELDGEN  
MATHIAS RASQUE  
MATHIAS REULAND.

*Jean Thilges*

2. TCNT. TDN. 60-156 114 P 431-02-03 A 212/50425.

BY COMMAND OF BRIGADIER GENERAL KOENIG:

*H. J. Mazurkiewicz*  
H. J. MAZURKIEWICZ,  
CWO. USA.  
Assistant Adjutant General.

DISTRIBUTION:

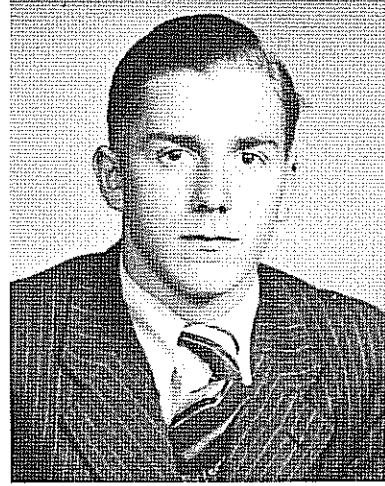
Each Individual concerned.....4  
AG Records.....1  
AG Orders.....1  
201 file.....22

## Kriegserinnerungen von THILTGES Albert geboren am 29. April 1924 zu Niederfeulen

Interview vom 10. Mai 2008



Thiltges Albert im Arbeitsdienst



vor seiner Einberufung

„Als Anfang April 1940 auf dem Bucheknapp bei Niederfeulen ein französisches Flugzeug zur Notlandung gezwungen war, eilte ich gemeinsam mit meinem Bruder Jäng an Ort und Stelle, wo die Gendarmen aus Ettelbrück bereits eingetroffen waren. Dieselben hatten die Landezone abgesperrt, um alle Nichtbefugten vom Flugzeug fernzuhalten. Die schwerbeschädigte Maschine stand in der Nähe eines alten Markbaumes, nicht weit vom „Kräizwee“ entfernt. In der näheren und weiteren Umgebung der Landestelle bedeckten unzählige Propagandablätter die Flur. Aus der schwer beschädigten zweimotorigen Maschine stieg Rauch empor.

Leo und Jos Hottua müssen die Ersten gewesen sein, welche an Ort und Stelle eingetroffen waren, denn von ihnen erfuhren wir, dass es sich um eine französische Maschine handelte. So wie sie erzählten, lagen die Besatzungsmitglieder, angeblich französische Flieger, bei ihrem Eintreffen in einem unterhalb der Notlandestelle bestehenden Steinbruch mit angeschlagener Waffe.

Bei unserem Eintreffen war jedoch kein Besatzungsmitglied mehr an Ort und Stelle.

Wir gingen selbstverständlich noch mehrmals an die Landestelle zurück, doch eines Tages war das Wrack verschwunden.

Ich besaß noch lange Zeit aus diesem Flugzeug ein Objektiv, das vermutlich zu einem Maschinengewehr gehörte.

Als die deutschen Truppen am 10. Mai 1940 in unser Land einfielen, war ich mit meinem Vater in einer auf dem „Gréngert“ gelegenen Hecke damit beschäftigt, Lohe zu schälen. Am Abend zuvor hatte ich mir noch einen Haufen Knüppel zurechtgelegt, um diese am darauf folgenden Morgen sofort zu bearbeiten.

Gegen 6 Uhr morgens sahen wir eine Menge Fieseler Störche über uns hinweg ziehen. Diese flogen so niedrig, dass man die Besatzungen vom Boden aus erkennen konnte.

Wir hatten natürlich zu diesem Zeitpunkt noch keine Ahnung, dass es sich um den deutschen Einmarsch handeln könnte, obschon bereits lange vorher von dieser Möglichkeit gesprochen wurde.

Es mag etwa 7 Uhr gewesen sein, als mein Bruder „Jäng“ gänzlich aufgelöst und außer Atem angelaufen kam. Noch ehe er uns erreichte rief er uns zu:

„Haalt dach nëmmen op, geheit alles weg, d' Preise kommen.“

Wir hörten selbstverständlich auf meinen Bruder und stellten unsere Arbeit sofort ein.

Zu diesem Zeitpunkt kamen bereits Soldaten von Warken her, auf dem schmalen Verbindungsweg „Dälchen,“ zu Fuß in Richtung Feulen.

Wir gingen sofort nach Hause.

Nun sahen wir die Soldaten auch auf der Hauptstraße von Ettelbrück herankommen. Diese gingen durch Niederfeulen in Richtung Heiderscheid oder in Richtung Mertzig. Bei den ersten Truppen handelte es sich hauptsächlich um Infanteristen, die zu Fuß marschierten.

Dieser Durchmarsch von Truppen dauerte tagelang.

Später kamen auch Panzer, Geschütze diverser Kaliber und andere schwere Fahrzeuge. Die Soldaten verhielten sich gegenüber der Bevölkerung korrekt, d.h. es gab ihrerseits keine Zwischenfälle mit der Bevölkerung.

Emil Mailliet, welcher in Niederfeulen einen Friseursalon betrieb, machte bereits am ersten Tag gute Geschäfte, denn alles was er an Bartseife und anderen Produkten seiner Branche besaß wurde von den durchziehenden Soldaten aufgekauft. In kurzer Zeit hatte er alles verkauft.

Irgendwie war es in der ersten Zeit nach dem Einmarsch so, dass die Leute sich schwer taten ihre normale Beschäftigung wieder aufzunehmen.

Viele hatten ihren Garten noch nicht bestellt, obschon wir bereits Pfingsten hatten. Man könnte sagen, dass der deutsche Einmarsch die Leute völlig aus der Bahn geworfen hatte.

Mehr als einmal hörte man von den Ortsbewohnern. „Mir schaffen nët fir d'Preisen.“

Trotzdem kehrte nach und nach wieder der Alltag ein, und die Leute verrichteten wieder ihre normale Arbeit. Viele hatten wohl mit einem Einmarsch der Deutschen gerechnet, doch fielen sie aus den Wolken, als sie am 10. Mai tatsächlich kamen.

Nach dem Einmarsch änderte sich in den ersten Monaten eigentlich nicht viel. Ich selbst blieb zu Hause und arbeitete mit meinem Vater in unserem kleinen Bauernbetrieb.

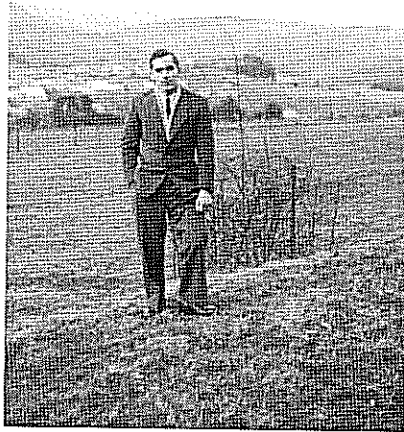
Mein Bruder war zuerst Pförtner in der Lehrerbildungsanstalt in Ettelbrück und später kam er zu Edouard Schneider als Schlosserlehrling.

Die Primärschule hatte ich zu dieser Zeit bereits hinter mir. Ich besuchte jedoch noch die obligatorischen Abendkurse bei Lehrer Jacoby.

Dessen erste Ehefrau war verstorben, und er heiratete das in Niederfeulen als Lehrerin angestellte Fräulein Dasbourg.

Lehrer Jacoby hatte einen Sohn aus erster Ehe. Er hieß Roger und wurde später ebenfalls zur Wehrmacht eingezogen. Er kehrte nicht mehr zurück.

Nachdem die Wehrmacht am 30. August 1942 eingeführt worden war, wurden die ersten Wehrpflichtigen bereits im Monat Oktober eingezogen.



Albert Thiltges vor seiner Einberufung zur Wehrmacht

Unter ihnen waren Jean Philippe, René Mergen und Michel Spielmann. Im Februar 1943 musste ich dann ebenfalls in den Arbeitsdienst. Während die ersten Jahrgänge noch sechs Monate abzuleisten hatten, waren es für uns nur noch drei. Zum Arbeitsdienst musste ich nach Grunwald/ Oberschlesien. Dieser Ort lag nahe der Stadt Bad Reinerz und nicht allzu weit von Breslau entfernt. Das Lager bestand aus einer Anzahl niedriger Holzbaracken, in denen neben Reichsdeutschen, junge Männern aus verschiedenen besetzten Gebieten, einschließlich zirka 80 Luxemburgern untergebracht waren.



Zeltlager während des Arbeitsdienstes in Grunwald Schlesien (Albert Thiltges 1. im Bild rechts)

Wir erhielten eine paramilitärische Ausbildung, die morgens mit Bettenbauen, und Frühsport begann.

Tagsüber lernten wir das Marschieren in Reih und Glied, wobei die Handhabung des Spatens in allen Griffarten zu den Regeln gehörte.

Wir erhielten ebenfalls politischen Unterricht und nachmittags wurden wir mit Pickel und Schaufel zu verschiedenen, zum Teil schweren körperlichen Arbeiten, herangezogen.

Die Gegend um Grunwald war Skigebiet, so dass wir ebenfalls mit dem Skifahren vertraut gemacht wurden. Es kam jedoch nur ab und zu, zu solchen Lehrstunden.

Der Arbeitsdienst war für mich erträglich. Wir konnten Pakete von zu Hause empfangen. Sogar einer von uns Luxemburgern hatte die Aufgabe die für uns bestimmten Pakete von einem 6 bis 7 Kilometer entfernt gelegenen Bahnhof abzuholen. Mit einem Packesel bewältigte er diesen Transport.

Am 16. Mai 1943 wurde ich aus dem Arbeitsdienst entlassen und durfte nach Hause. Der Stellungsbefehl zur Wehrmacht kam in den ersten Tagen nach Antritt des Urlaubs. Mein Bruder war zu diesem Zeitpunkt noch nicht eingezogen, er arbeitete nach wie vor im Schlosserbetrieb von Schneider Edouard in Ettelbrück.

Wir waren etwa 420 Mann, die sich am Einberufungstag am Bahnhof Luxemburg-Hollerich einfanden.

Beim Appell fehlten zwar einige, doch nahmen die Deutschen das Fehlen ohne Kommentar zur Kenntnis.

Viele Angehörige, Verwandte und Freunde waren mit zum Bahnhof gekommen, um von den Zwangseinberufenen Abschied zu nehmen.

In manchen Fällen war es ein Abschied für immer.

Die Atmosphäre war sehr gespannt.

Deutsche Soldaten mit Karabinern patrouillierten am Zug entlang.

Als der Zug sich nach zum Teil herzzerreißenden Abschiedsszenen in Bewegung gesetzt hatte, machte unser ganzer Unmut sich Luft. Zuerst erklangen aus hunderten von Kehlen „Heemecht und Feierwon.“

Später wurde randaliert. Fenstern Türen und Toiletten, alles was nicht niet- und nagelfest war, fand den Weg ins Freie.

Obschon bewaffnete Wehrmachtssoldaten den Transport begleiteten, mischten sich diese nicht ein.

Wahrscheinlich auf Befehl von oben.

Mit mir zusammen wurde Paul Reis aus Niederfeulen eingezogen.

Mit ihm war ich zusammen bis zum 26. Dezember 1943.

Nach einer Zwischenstation in Trier, wo wir vorübergehend in einer größeren Kaserne logierten, ging die Fahrt weiter.

Für die Hälfte von uns war der Bestimmungsort Ingolstadt, die andere Hälfte kam nach Augsburg.

Für mich war es Ingolstadt.

An unserem Bestimmungsort wurden wir eigentlich nicht ausgebildet, sondern es fand lediglich eine Einkleidung statt.

Wir wurden mit allem ausgestattet, was zur Ausrüstung eines Soldaten gehört, d.h. wir bekamen ebenfalls den Karabiner K 98, obschon wir noch nicht in der Handhabung von Waffen ausgebildet waren.

In Ingolstadt blieben wir ungefähr eine Woche.

Dann ging die Fahrt direkt nach Russland. Der Transport erfolgte in Viehwaggons und dauerte ungefähr eine Woche. Wir fuhren durch ganz Polen und kamen nach einem mehrtägigen Aufenthalt in Warschau, am 17. Juli 1943 in der Ukraine an.



In Warschau entfernte ein Luxemburger sich von der Truppe. Er ging „stiften“, wie man so schön sagt.

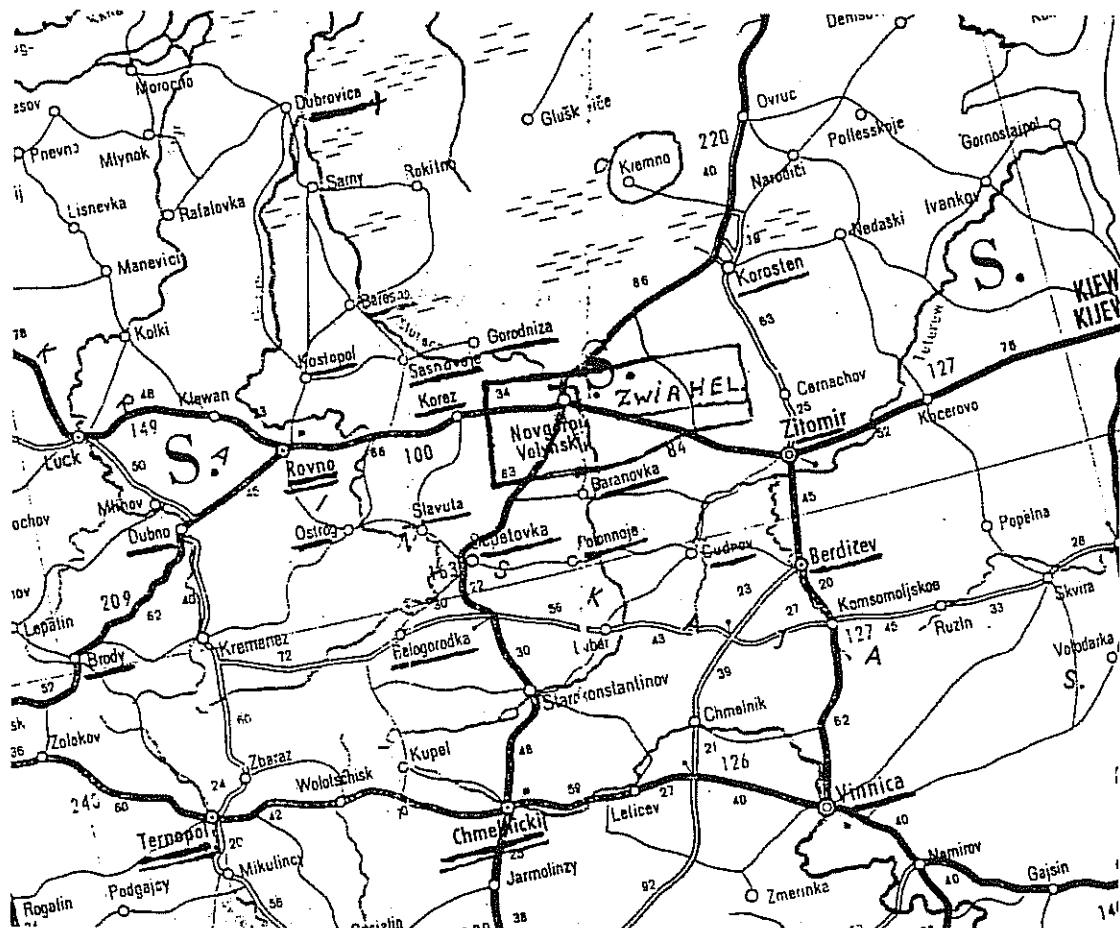
Ob er davonkam, weiß ich nicht. Ich kannte auch seinen Namen nicht.

Unterwegs führen wir an zerstörten Bahnanlagen, ausgebrannten Lokomotiven und Waggonen vorbei.

Das Werk von Partisanen!

Wir kamen nach Nowograd-Wolynsk, Raum Shitomir.

Der Bahnhof, wo wir ausgeladen wurden hieß „Zwiahel“ und gehörte zum Gouvernement Wollhynien.



Abschnitt in dem Albert Thiltges eingesetzt war

Später als wir im Zug waren, musste ein luxemburgischer Kamerad aussteigen, um seine Notdurft zu verrichten. Der Zug fuhr zu diesem Zeitpunkt etwa im Schrittempo. Dem Kameraden gelang es allerdings nicht mehr, den Zug wieder zu erreichen und einzusteigen. Er blieb einfach zurück. Wir haben später nichts mehr von ihm gehört.

Die Ausbildung in Russland dauerte eigentlich während der ganzen Zeit, wo wir dort stationiert waren.

Zu diesem Zeitpunkt befand das Ostheer sich bereits auf dem Rückzug, d.h. eine geordnete, fortlaufende Frontlinie gab es bereits nicht mehr.

Wir lagen mitten im Partisanengebiet und bekamen dort eine normale Infanterieausbildung. An schwereren Waffen wurden wir lediglich mit dem SMG – schweren Maschinengewehr – vertraut gemacht.

Während dieser Zeit wurden wir regelmäßig von Partisanen angegriffen, und wir wurden fast jeden Tag auf Spähtrupp geschickt.

Unser Ausbildungslager lag zirka 30 Kilometer von Kiew entfernt.

Eines Tages bekam meine Abteilung den Befehl, mit der Bahn ( eine Schmalspurbahn) nach Kiew zu fahren, wo ein Wochenmarkt abgehalten wurde.

Auf dem Markt wurden alle Pferde, mitsamt Wagen beschlagnahmt und in unsere Kaserne geschafft.

Zu diesem Zeitpunkt wurden dann auch in einiger Entfernung von unserer Kaserne so genannte Stützpunkte gebildet, die dann einige Zeit von unseren Leuten besetzt waren. Diese Stellungen sollten dazu dienen, die heranrückenden Russen aufzuhalten, um eingeleitete Frontbegradigungen zu sichern.

Eines Tages, als unsere Kompanie einen solchen Stützpunkt gegen russische Kräfte halten sollte, erlebten wir einen heftigen gegnerischen Angriff.

Hierbei erlitt der Luxemburger Kamerad André Stull so schwere Verletzungen, dass jeder annehmen musste, er sei seinen Verwundungen erlegen.

Wir sahen nämlich, dass ihm ein Bein zerschmettert worden war und dass mehrere Geschosse ihn in den Rücken getroffen hatten.

Obschon unsere Kompanie bei diesem Einsatz hohe Verluste erlitten hatte, war ich noch einmal davon gekommen.

Ich blieb dann einige Zeit in der Kaserne, doch musste ich regelmäßig nachts auf Spähtrupp. Es war Weihnachten 1943, als wir erfuhren, dass die Russen dabei wären, das Kasernengebiet einzukesseln.

Der Nachschub wurde bereits sehr knapp.

Das Essen mager.

Eines Tages wurde sogar ein Esel geschlachtet und verspeist.

Um diese Zeit wurde ich plötzlich von heftigen Leibschmerzen heimgesucht, so dass ich den Truppenverbandsplatz aufsuchte.

Dort wurde die Diagnose auf Blinddarmentzündung gestellt, und ich wurde von einem älteren Stabsarzt operiert. Inzwischen war es den Russen gelungen, unseren gesamten Einsatzbereich einzukesseln. Es gelang den Deutschen allerdings die Einkesselung zu durchbrechen, so dass der Verbandsplatz evakuiert werden konnte.

Mit Sankas ( Sanitätskraftwagen) wurden wir zu einem Bahnhof gebracht und in einem Lazarettzug verfrachtet. Dieser Zug fuhr bis Tarnopol ( Polen).

Dort gab es bereits keine Überprüfung mehr, um die Schwere der Verletzung festzustellen, denn unter normalen Umständen hätte man mich bereits wieder als verwendungsfähig eingestuft.

So wurde ich dann mit allen anderen Schwer- und Leichtverwundeten in einen anderen Lazarettzug gebracht, der bis nach Deutschland fuhr, und zwar Bad Harzburg, in der Nähe von Hannover. Dort befanden sich vorher die Hermann- Göring-Werke. In der Nähe waren kleinere Kurorte geschaffen worden, welche bis vor dem Krieg den Arbeitern dieser Werke vorbehalten waren.

Später wurden dann diese Kurorte in Lazarette umfunktioniert.

Dort kam ich auf ein Zimmer mit 2 Betten. Mein Bett Nachbar war ein Mann aus Saarbrücken. Er hieß Karl Niklaus. Er war ein ausgesprochener Nazigegner, was ich schnell herausgefunden hatte. So konnte ich zu ihm volles Vertrauen haben. Eines Tages fuhr er nach Hause, da ihm Kurzurlaub bewilligt worden war. Bevor er seinen Urlaub antrat brachte er mir

zur Kenntnis er würde mir etwas mitbringen, damit der Krieg auch für mich beendet sei. Er selbst war bereits 4 Monate im Lazarett. Ich hatte mich ihm anvertraut.

Als er nach seinem Urlaub zurückkam, gab er mir 2 Tabletten, wobei er mir zu verstehen gab, diese würden einen schlimmen Magenkatarrh auslösen der sonder Zweifel dazu führe, dass ich vom Wehrdienst befreit würde. Ich schluckte beide Tabletten und wir tranken noch dazu eine billige Flasche Rotwein. Am darauf folgenden Tage stellten sich in der Tat erhebliche Schmerzen ein, so dass ich genötigt war die Krankenstube aufzusuchen. Ich wurde geröntgt und man stellte 2 Risse in der Magenschleimhaut fest. Die Diagnose lautete auf Magengeschwür. Einen Augenblick befürchtete ich, der Arzt würde merken dass es sich um eine freiwillig herbeigeführte Krankheit handele, da ich ja kurz vorher am Blinddarm operiert worden war.

Meine Vermutung bestätigte sich allerdings nicht.

Ich wurde normal behandelt, und ich wurde über die Ursache meiner Erkrankung nicht weiter befragt. Ich blieb 3 Monate in diesem Lazarett. Hier gab es eine Rot-Kreuz-Schwester, die herausgefunden hatte, dass ich Luxemburger sei. Sie stellte mir eines Tages die Frage, ob man in Luxemburg noch schwarzen Tee bekommen könnte. Ich gab ihr zu verstehen, dass dieser Tee selbstverständlich in Luxemburg noch erhältlich wäre. Gemeinsam mit Kamerad Karl bekam ich wenig später 14 Tage Genesungsurlaub. Vermutlich spielte hierbei die Beschaffung schwarzen Tees eine gewisse Rolle.

Während unserer Urlaubsreise kam es dann zu einem Zwischenfall der erwähnenswert ist, da er die Gesinnung meines Freundes klar hervorstreicht und beweist, dass ich mich in ihm nicht geirrt hatte.

Im Fronturlauberzug in welchem wir Platz genommen hatten, saß uns gegenüber ein Offizier der fest eingeschlafen war. Im Gepäcknetz über ihm lag sein Koppel mit Pistolentasche und Pistole von Kaliber 7.65 mm. Karl nahm die Pistole an sich und wie selbstverständlich schnallte er sie um. In Saarbrücken stiegen wir aus, da mein Gefährte dort zu Hause war. Der Offizier hatte nichts gemerkt und schlief ruhig weiter. Wir begaben uns nach der Wohnung meines neu gewonnenen Freundes. Dieser war verheiratet und lud mich ein, mit ihm in seine Wohnung zu kommen, wo ich eine Nacht verbrachte. Am darauf folgenden Tag fuhr er mit mir nach Luxemburg, wo er mir die Pistole übergab. Von mir bekam er dafür Eier, Speck und Mehl. Nachdem er eine Nacht in meiner elterlichen Wohnung in Niederfeulen verbracht hatte, fuhr er nach Saarbrücken zurück. Ich dagegen bemühte mich zuerst, den von der Rot-Kreuz-Schwester gewünschten Tee zu bekommen. Dies war allerdings kein leichtes Unterfangen. Ich hatte schlussendlich keine andere Möglichkeit, als mich in meiner Not an den Apotheker Thilges in Ettelbrück zu wenden. Dieser hatte für mein Anliegen Verständnis und übergab mir den gewünschten Tee. Nach Beendigung des Genesungsurlaubs fuhr ich nach Bad Harzburg zurück, nachdem ich die Pistole in einem sicheren Versteck untergebracht hatte.

Nur mein Stiefbruder Jean-Pierre, 10 Jahre älter als ich, und mein Vater wussten von der Waffe Bescheid. Nach dem Krieg erkundigte ich mich bei meinem Bruder, was mit der Pistole geschehen sei. Dieser gab an, sie an die Resistenz weitergegeben zu haben.

Nach dem Krieg bestätigte mir Georges Peters, einer der führenden Männer des Widerstandes in unserer Ortschaft, dass er die Pistole an die in den Bunkern versteckten Refraktäre weitergegeben hätte.

Es wurde sogar davon geredet, die Pistole sei bei dem Anschlag auf die deutschen Gendarmen in Eschdorf im Einsatz gewesen.

An dieser Stelle möchte ich noch eine Begebenheit einflechten, welche für mich von großer Bedeutung war. Wie alle anderen Wehrmachtsangehörigen war auch mir bekannt, dass es für Soldaten, die aus der Landwirtschaft kamen den sogenannten Ernteurlaub gab.

Mit dem Gedanken „ein Versuch schadet nichts“, begab ich mich während meines Genesungsurlaubs zu Armand Steichen, welcher ja während der Besetzung des Großherzogtums das Amt eines Kreisbauernführers bekleidete.

Ich wurde dann auch von ihm in seinem Büro empfangen, und ich trug ihm mein Anliegen vor.

Bevor ich bei ihm vorstellig wurde hatte ich mir bereits ein diesbezügliches Formular besorgt. Zuerst war Steichen von meinem Ansinnen nicht erbaut, denn er tat mir kund, dass es in meinem Falle keineswegs gerechtfertigt wäre, einen solchen Urlaub zu beantragen, wobei er mir vorhielt, dass es in Deutschland ältere Leute gäbe, deren Söhne ebenfalls bei der Wehrmacht seien und die viel größere Betriebe ohne Hilfe bewirtschaften würden.

Ich wusste ja selbst, dass mein Antrag in einem gewissen Sinne unsinnig war, denn schließlich hatten wir nur zwei Hektar Land und zwei Kühe.

Als Niederfeulner Bürger war Armand Steichen über unsere Situation ebenfalls bestens im Bilde.

Als ich mich dann mit dem resignierenden Spruch „dann eben nicht“ verabschieden wollte, ließ Steichen mich wissen, dass er meinen Antrag trotzdem bewilligen würde, indem er in beiden Fällen eben eine Null hinter die Anzahl schreiben würde, d.h. er tat, als hätten wir einen Betrieb mit 20 Hektar und einen Viehbestand von 20 Stück.

Es mag wohl sonderbar klingen, aber es ist die Wahrheit, dass ich bei meiner Rückkehr wieder umgehend zu einem 10-tägigen Ernteurlaub zurückkehren durfte. Der Schreibstubenunteroffizier kommentierte die Bewilligung dieses Urlaubs mit den Worten: „Sie haben einen guten Onkel in Luxemburg, kehren Sie wieder zurück.“

Zu Armand Steichen will ich noch klarstellen, dass er kein schlechter Mensch war, aber durch irgendwelche Umstände geriet er in den Sog der Nazis, und schlussendlich gab es für ihn keine Umkehr mehr.

Anfangs war Armand Steichen eher gegen die Deutschen, denn einmal soll er sich sogar geäußert haben: „Der erste Deutsche, der meinen Hof betritt wird erschossen.“

Als dieser Urlaub zu Ende ging, war ich einen Augenblick fest entschlossen, nicht mehr zur Wehrmacht zurückzukehren.

Ich hatte einen Marschbefehl, auf welchem die Dauer des Urlaubs genau vermerkt war. Ich überschritt diesen Urlaub jedoch, da ich mit allen Mitteln danach trachtete, in einem sicheren Versteck unter zu kommen.

Da ich wusste, dass Emile Berns sich um die Deserteure kümmerte, ging ich zu ihm, mit der Bitte, mich zu verstecken.

Emile war zu diesem Zeitpunkt jedoch irgendwie in einer schlechten Situation.

In Heiderscheid hatten Deserteure kurz zuvor zwei deutsche Gendarmen erschossen, so dass die Gesamtsituation ziemlich brenzlich war.

Emile Berns ließ mich dann auch wissen, dass die Kontrollen der Deutschen im Augenblick so stark zugenommen hätten, dass er sich nicht erühne zu diesem Zeitpunkt noch etwas in meinem Sinne zu unternehmen.

Als ich ihm jedoch sagte, ich wäre trotzdem entschlossen, nicht mehr zu meiner Einheit zurückzukehren, sagte er mir, ihm seien die Hände zur Zeit gebunden, er wisse überhaupt keinen Rat, wenn ich jedoch desertieren möchte, dann solle ich es tun und versuchen irgendwo unterzukommen, er könne beim besten Willen zur Zeit nichts für mich tun. Er gab mir noch einen halben Liter Schnaps, und sagte mir, ich möge mir diesen gut schmecken lassen, doch müsse ich seine Situation verstehen.

Ich verstand seine Situation sehr gut, denn Emile hätte mir sicherlich geholfen, wenn nicht die Umstände ihn zu diesem Zeitpunkt gezwungen hätten, jede Tätigkeit im Sinne der Refraktäre einzustellen.

Uns allen war ja bekannt, wie die Deutschen mit den Angehörigen von Deserteuren verfuhrten. Viele Einwohner aus Feulen waren zu diesem Zeitpunkt bereits umgesiedelt.

Einen Augenblick kam mir der Gedanke, dass meine Familie bei einer Desertion meinerseits eventuell verschont bliebe, da mein Bruder Jäng ja noch bei der Wehrmacht war.

Dann gab ich meinen Plan jedoch auf, da es mir doch zu riskant war, auf eigene Faust zu handeln. Ich beschloss deshalb wieder zu meiner Einheit zurückzukehren, wo ich mit einer Verspätung von 24 Stunden ankam. Als ich mich auf der Schreibstube zurückmeldete, sagte der Schreibstubenunteroffizier: „Sie sind ja derjenige den wir suchen.“ Da ich glaubhaft erklären konnte, dass ich auf der Fahrt von zu Hause noch in einen Bombenangriff hineingeraten war, passierte mir nichts. Es war in Frankfurt, wo wir wegen eines Angriffs aus dem Zug heraus in einen Luftschutzkeller mussten. Normalerweise bekam man bei solch unfreiwilligen Verzögerungen einen Stempel in den Urlaubsschein. Ob das in meinem Falle ebenfalls erfolgt war, weiß ich nicht mehr, jedenfalls wurde ich wegen meiner Verspätung nicht zur Rechenschaft gezogen.

Zu diesem Zeitpunkt war die Landung der Alliierten in der Normandie bereits Thema Nummer eins und es wurde damit gerechnet, dass die Alliierten ebenfalls vom Meer aus in Holland landen würden. Auf der Halbinsel Walcheren wurde dann ein Stützpunkt errichtet zu dem meine Einheit abgestellt wurde.

Die Küste war zu diesem Zeitpunkt durch eine größere Zahl von Strandhindernissen geschützt. Eine Abschussrampe für V 1 gab es ebenfalls in unserem Bereich. Von dieser Rampe aus wurden jedoch nur 5 oder 6 Raketen abgefeuert, dann kamen englische Jagdflugzeuge und zerstörten die gesamte Anlage. Nachdem die Landung in der Normandie stattgefunden hatte, verblieben wir auf unserem Stützpunkt, ohne dass sich dort viel ereignete. Irgendwann, es kann dies im September-Oktober 1944 gewesen sein, wurde unsere Einheit für kurze Zeit in den Raum Nijmegen-Arnhem befohlen, da dort eine größere Landung alliierter Fallschirmtruppen stattgefunden hatte.

Danach ging es wieder nach der Halbinsel Walcheren zurück.

Man gewann allmählich den Eindruck als wären die Alliierten an der Einnahme dieser Halbinsel nicht besonders interessiert, denn bei uns tat sich nicht viel.

Es herrschte jedoch ziemliches Durcheinander, indem die Deiche zum Teil zerstört waren, so dass wir stellenweise durch das Wasser waten mussten. Obschon kanadische und englische Truppen in diesem Bereich operierten, kamen sie nicht auf die Halbinsel, obschon wir uns zu diesem Zeitpunkt bereits gerne in Gefangenschaft begeben hätten. Um zu den kanadischen Truppen zu gelangen wurden wir schlussendlich mit holländischen Booten über das Meer zu den Kanadiern gebracht. In der Gegend von Bergen op Zoom kamen wir dann in ein Lager für Kriegsgefangene. Als ich in Gefangenschaft geriet, war Luxemburg noch nicht befreit. Später wechselten wir das Lager und kamen nach Scheerbeck, in der Nähe von Brüssel. In diesem Lager waren zirka 7.000 bis 8.000 Gefangene. Die Verpflegung war eher mager, da die Engländer wahrscheinlich nicht mit einem solchen Zustrom von Gefangenen gerechnet hatten. Später kam der luxemburgische Capitaine Wolff einmal zu uns ins Lager. Er entschuldigte sich, dass man uns noch nicht weggebracht hätte, und zwar erklärte er, er wäre bereits mehrmals im Lager gewesen, doch hätte man ihm jedes Mal versichert, es wären keine Luxemburger anwesend. Insgesamt befanden sich jedoch 56 Luxemburger im Lager. Capitaine Wolff gab uns dann noch zu verstehen, dass er zu seinem Leidwesen habe feststellen müssen, dass auch Freiwillige unter uns wären.

An diesem Tage ließ er uns jedoch wissen, dass wir sobald wie möglich nach Hause geholt würden. Da er nur einen Platz in seinem Gefährt hatte, und sich bereit erklärte sofort einen von uns mit nach Hause zu nehmen, wählten wir unter uns einen verheirateten Kollegen aus.

Anfangs wollten wir uns freiwillig in die englische Armee melden, doch so sonderbar wie es auch klingen mag, hierzu kam es nicht, da deutsche Offiziere von den Engländern mit der Verwaltung des Lagers betraut waren.

Als diese von unserer Absicht erfuhren, taten sie den Engländern kund, wir wären zuerst freiwillig bei ihnen gewesen, jetzt wollten wir freiwillig zu ihnen überwechseln.

Durch diese falschen Angaben wurden die Engländer natürlich hellhörig, und sie verzichteten auf die Aufnahme von freiwilligen Luxemburgern in ihre Reihen.

Unter uns 56 gab es in der Tat 11 Freiwillige.

Obschon eine freiwillige Meldung von Luxemburgern zur Wehrmacht an und für sich eine üble Tat und sogar Verrat an unserer Sache war, muss ich hier allerdings einen Fall hervorstreichen, der davon zeugt, dass es nicht bei allen eine Überzeugungshandlung war.

Ein Kollege aus einem Nachbarort hatte, so wie wir, seinen Stellungsbefehl erhalten.

Der Arbeitgeber seines Vaters gab diesem dann den Rat, seinen Sohn dahingehend zu beeinflussen, er möge sich zur Luftwaffe melden, denn dort würde die Ausbildung länger dauern. Bevor er dann zum Einsatz käme, wäre der Krieg sicherlich vorbei. Der Kollege leistete dem Rat des Vaters Folge und meldete sich freiwillig.

Dies war sicherlich kein Einzelfall, so dass man schon unterscheiden muss, zwischen einem Freiwilligen, der sich aus Überzeugung zur Wehrmacht meldete und einem anderen, der durch eine freiwillige Meldung zu einer bestimmten Waffengattung eine Verlängerung der Ausbildungszeit in Kauf nahm, mit der Hoffnung, dass er dann an einem Einsatz vorbeikäme.

Es war dann im Monat Juli, als endlich ein Konvoi aus Luxemburg im Lager eintraf, der uns dann alle mit nach Hause nahm.

Das Fahrzeug das mich nach Hause brachte, wurde von meinem Bruder Jäng gesteuert.

Dieser war in der Normandie in Gefangenschaft geraten und hatte sich dann in die belgische Armee gemeldet.

Mein Bruder muss eine Liste von den abzuholenden Leuten besessen haben, denn er wusste, dass ich mich in diesem Lager befand. Vorsorglich hatte er mir sogar Zivilkleider von zu Hause mitgebracht.

Allerdings überbrachte er mir auch die sehr traurige Nachricht, dass unser Vater von einem amerikanischen Armeelastwagen überfahren und getötet worden wäre.

Wenn Sie mich jetzt fragen, ob ich mich anfangs nicht mit dem Gedanken trug zu desertieren, so muss ich hierzu sagen, dass jeder von uns glaubte, zuerst käme die Ausbildung, dann bekäme man Urlaub und man hätte dann noch immer Zeit, sich in diesem Sinne etwas zu überlegen. Ab 1944 wurde dann ja noch damit gerechnet, dass der Krieg nach einer Landung der Amerikaner rasch beendet sein würde. Ich z.B. konnte ja nicht ahnen, dass ich nur wenige Tage nach meiner Einberufung nach Russland käme.

Als ich mich dann später entschloss zu desertieren, fiel meine Entscheidung gerade in jene Periode, wo diese Gendarmen bei Heiderscheid erschossen wurden, so dass Emile Berns durch das regelmäßige Auftauchen von deutschen Suchkommandos nicht in der Lage war mir zu helfen.

Emile Berns hatte einen edlen Charakter. Er tat sein Bestes und half vielen Refraktären. Er hätte auch mich nicht im Stich gelassen, wenn die Umstände zum damaligen Zeitpunkt nicht derart ungünstig gewesen wären.

Wie ich bereits vorher erwähnte, war ich überzeugt, der luxemburgische Kamerad André Stull sei bei dem Angriff der Russen auf unseren Stützpunkt, seinen schweren Verletzungen erlegen. Ich sollte mich jedoch gewaltig irren.

Bei einem ersten Konveniat nach unserer Rückkehr war André Stull anwesend. Zwar als beinamputierter Invalide. Aber immerhin, er hatte seine äußerst schweren Verwundungen überlebt.

Er hat sogar das Buch herausgegeben: „Mit 19 will man noch nicht sterben.“

Paul Heinrich

## Marie-Jeanne KIEFFER-KIPGEN zum Gedenken



Am 29. Mai 2008 verstarb Madame Marie-Jeanne KIEFFER-KIPGEN aus Michelbuch, im Alter von 81 Jahren. Die Verstorbene war seit dem Jahre 1996 Mitglied unserer Vereinigung. Die Schrecknisse denen sie und ihre drei Schwestern während der Naziokkupation ausgesetzt waren fanden von Anfang an unsere innige Anteilnahme und bildeten Gegenstand eines umfassenden Interviews der im Jahre 2000 zustande kam und in einer Publikation unserer Vereinigung, anno 2001, im Detail beschrieben wurde.

Indem die vorerwähnte Publikation nur in wenigen Exemplaren zur Veröffentlichung gelangte, finden wir es angebracht das damalige Interview im Rahmen dieses GREG/Bulletins zu wiederholen.

Wir werden die Verstorbene in bester Erinnerung behalten.

### **Die Verhaftung der Eheleute Kipgen-Meiers aus Michelbouch**

Nachdem Gauleiter Gustav SIMON, am 30. August 1942, jene denkwürdige Verordnung erlassen hatte, gemäß welcher, in einer ersten Phase, die männlichen Jahrgänge 1920 bis 1924 zum Dienst in die deutsche Wehrmacht gezwungen wurden, gab es unzählige junge Wehrpflichtige die sich weigerten, dem Appell der deutschen Gewaltherrscher Folge zu leisten. Diejenigen, die sich dem Stellungsbefehl widersetzten, galten von nun an als Fahnenflüchtige und wurden in den entsprechenden Listen von Gestapo und Polizei, als Deserteure geführt. Im Falle einer Entdeckung hatten sie mit dem Schlimmsten zu rechnen. In den meisten Fällen endete ihr Leben vor einem Exekutionskommando. Gefängnis und Konzentrationslager drohten aber auch all diesen Mutigen, die sich durch ihre patriotische Gesinnung verpflichtet fühlten, Fahnenflüchtige oder politisch Verfolgte aufzunehmen, sie zu verpflegen oder ihnen sonstige Hilfsdienste zu erweisen.



Nichtsdestoweniger gab es eine große Zahl von heimatverbundenen Bürgern, die sich ungeachtet der ständig über ihren Köpfen schwebenden Gefahr entschlossen, den Nazis die Stirn zu bieten und den Verfolgten zu helfen.

Unter diesen freiwilligen Helfern befanden sich ebenfalls KIPGEN Pierre, geboren am 29. April 1883 und seine Ehefrau MEIERS Marguerite, geboren am 30. März 1896, welche in MICHELBOUCH einen landwirtschaftlichen Betrieb bewirtschafteten.

Nachdem bereits ausgangs 1942 die beiden wehrpflichtigen MULLER Jos und MULLER René aus BOEVANGE und später die Gebrüder DURY René und DURY Lucien aus MERL, im Hause KIPGEN eine vorübergehende Bleibe gefunden hatten, waren es im Jahre 1943, BERTEMES Metty und BIVER J.B. , welche dort Zuflucht fanden. Bei ihnen handelte es sich nicht um Deserteure der Wehrmacht, sondern beide waren durch nazifeindliche Aktivitäten in die Fänge der gefürchteten Gestapo geraten, wo sie nach schwersten Misshandlungen, unter Drohungen entlassen wurden. Besonders BERTEMES hatte man in den Gestapo-Kerkern derart zugerichtet, dass sein wiederholter Ausspruch „ *Mech kréien se net méi lieweg*“ nicht nur eine Phrase, sondern eine durch Angst und Schrecken hervorgerufene innere Entschlossenheit war.

In dem kleinen Dorf MICHELBOUCH gab es noch andere Familien, welche Deserteure aufgenommen hatten. Im Ort gab war keiner, der mit den Deutschen sympathisierte, so dass die Versteckten nicht gezwungen waren, ununterbrochen in einem engen Verlies auszuharren. Die Gefahr einer Entdeckung war ziemlich gering.

Es war an jenem denkwürdigen 21. November 1943, als sich in MICHELBOUCH ein Ereignis zutrug, das infolge seiner Unmenschlichkeit und seiner tragischen Folgen bis zum heutigen Tage unvergessen geblieben ist. Der Ablauf dieser Ereignisse wurde uns am 22. Januar 2000 von Mme. KIEFFER-KIPGEN, Tochter von Pierre KIPGEN und Marguerite MEIERS, wie folgt geschildert:

« Es war gegen 7.15 Uhr, am 21. November 1943, als einige Gestapoleute sich bei unserem Anwesen in MICHELBOUCH einfanden, nachdem sie ihren Wagen außer Sichtweite zurückgelassen hatten.

Mein Vater kam eben aus dem Stall, als er die ungebetenen frühen Gäste, wohl an ihrer berüchtigten Lederkleidung, als Angehörige der Gestapo erkannte. Geistesgegenwärtig konnte er knapp vor den Häschern den Hausflur erreichen und uns eine Warnung zurufen. BERTEMES und BIVER, denen offenbar dieser frühe Besuch galt, hielten sich zu dieser frühen Stunde noch in ihren Schlafgemächern, im Obergeschoss des Hauses auf.

BERTEMES versuchte, sich durch einen Sprung aus dem Fenster zu retten, doch war das Haus zu diesem Zeitpunkt sicherlich schon umstellt, so dass er keinen Ausweg mehr sah. Mit Hilfe einer kleinen Pistole, die er stets mit sich führte, machte er seine wiederholte Ankündigung „ *mech kréien se net méi lieweg* " wahr. Er wollte nicht mehr in die Hände dieser Bestien fallen. Tot sank er über einem Holzhaufen in der Scheune zusammen, wo wir ihn später fanden. An seinem Freitod war kein Zweifel, denn seine erstarrte Hand hielt noch im Tode die Pistole umklammert.

Meinem Vater brachte man umgehend zur Kenntnis, dass er verhaftet sei. Meine Mutter, welche, so wie wir alle, überzeugt war, BERTEMES und BIVER hätten das Haus verlassen, begab sich in eines der Schlafzimmer, um Kleider aus einem Wandschrank zu holen. Als sie nichtsahnend die Schranktür öffnete, erstarrte sie in eisigem Schreck. Ungewollt, aber nicht weniger verhängnisvoll, hatte sie das Versteck von BIVER preisgegeben, der sich in

diesem Schrank versteckt hatte, um sich einem Zugriff zu entziehen. Mit dem Ausspruch, *"diese S... ist schön sitzengeblieben"*, wurde BIVER von der Gestapo brutal aus dem Schrank gezerrt, in Handschellen gelegt und nach unten geführt. Mein Vater und BIVER wurden zu einem bereitstehenden Wagen geführt und abtransportiert. Während die Gestapo noch im Hause randalierte, hatten wir jedoch die Erlaubnis bekommen, unsere 11 jährige Schwester Josette zum Gottesdienst in die nahe Kirche zu schicken. Geistesgegenwärtig eilte sie davon und berichtete Herrn Kaplan WAMPACH von dem Vorfall. Der Geistliche, welcher die Zusammenhänge sofort erfasste, gab dem Chorsänger BOLMER Jäng den Auftrag, sich so schnell wie möglich auf den Weg nach dem nahe gelegenen Mertzig zu machen, um die dortigen Einwohner zu warnen. Da in MERTZIG viele Deserteure untergetaucht waren, konnte durch diese schnelle Benachrichtigung wohl noch Schlimmeres vermieden werden, indem die Gestapo nach ihrem tödlichen Auftritt in MICHELBOUCH ihre Aktionen auf das Dorf MERTZIG ausdehnte.

Nach der Durchsuchung in unserem Hause und den damit verbundenen Verhaftungen, hatte man unsere Mutter vorerst unbehelligt gelassen, doch kehrten gegen 11 Uhr zwei dieser Schergen zurück. Auch sie wurde nun verhaftet und sogleich abgeführt. Ihr wurde nur kurz gestattet, sich von uns zu verabschieden. Ich war damals 16, und meine Schwestern 19 und 11 Jahre alt.

Nachdem man die Eltern abgeführt hatte, kümmerte sich vorerst keiner um uns, obschon wir vor Angst und Entsetzen wie gelähmt waren. Den Unholden der Gestapo war jede menschliche Regung fremd.

Am Nachmittag fuhr ein Lastwagen beim Anwesen vor und der tote BERTEMES wurde wie ein Stück Vieh auf die Ladefläche geworfen. Er wurde weggebracht. Wohin?..., das wußte vorerst keiner. Später kam das Gerücht auf, man habe ihn nach HINZERT geschafft und dort begraben. Wie uns später von BIVER J.B. berichtet wurde, hatte man in den Kleidern des Toten einen Brief gefunden, der als Unterschrift die Decknamen Tante Lilly und Jeff trug. Dieser Brief stammte von der Frau des in der Stadt Luxemburg bekannten Geschäftsmannes Josy WELTER. Die Gestapo bekam nicht heraus, wer die Briefschreiber waren, obschon BIVER bei seinen Verhören hierüber nachhaltig befragt worden war.

Nach einem kurzen Aufenthalt auf der Gendarmerie-Station in MERSCH wurden Vater und BIVER J.B. nach dem Grundgefängnis gebracht. Als BIVER verhaftet wurde, hatte er in einer Tasche noch das Foto einer Freundin. In seiner Angst, man könnte das auf dem Foto abgebildete Mädchen erkennen oder ihm den Namen durch Folter entlocken, gelang es ihm trotz Fesselung, an das Foto heranzukommen, es in den Mund zu stecken und zu schlucken. Während unser Vater nur wenige Tage im Grundgefängnis festgehalten wurde und anschließend nach HINZERT überstellt wurde, war BIVER J.B. längere Zeit in Stadt-Grund, wo er regelmäßigen Verhören ausgesetzt war. Diese waren, wie er später erzählte, stets von Schlägen und anderen Torturen begleitet. Als er später ebenfalls nach HINZERT geschafft wurde, dauerten diese Verhöre noch einige Zeit an. Vater wurde anschließend nach DACHAU und später nach MAUTHAUSEN überführt.

Wir standen noch regelmäßig mit ihm in Briefkontakt und auch Pakete durften wir ihm schicken, ja er bat sogar darum. BIVER J.B. wurde später ebenfalls von HINZERT nach DACHAU verbracht, wo er noch einige Zeit mit unserem Vater zusammen war. Vater wurde Ende 1944 nach MAUTHAUSEN transferiert, wo er am 18. November 1944 verstarb. Wir hatten von dieser Verlegung keine Ahnung, denn die letzten Pakete schickten wir noch nach DACHAU. Erst als BIVER J.B. nach der Befreiung des Konzentrationslagers DACHAU, im Mai 1945, nach Hause zurückkehrte, brachte er die schlimme Nachricht mit, dass Vater zuletzt noch nach MAUTHAUSEN gebracht worden wäre und dort gestorben sei.

Nachdem die Gestapo meine Mutter kurz vor Mittag ebenfalls weggebracht hatte, kam sie vorerst nach dem Gefängnis in DIEKIRCH und wenig später nach dem Frauengefängnis Stadt -Grund. Nachdem wir einen entsprechenden Antrag gestellt hatten, durften wir sie etwas später, es muss dies ausgangs Dezember 1943 gewesen sein, im Gefängnis besuchen. Wir durften lediglich ein paar Worte mit ihr wechseln, denn wir wurden während der kurzen Dauer der Besuchszeit dauernd von einer Gefängniswärterin überwacht. Meine Mutter fragte uns mehrmals, ob wir inzwischen nicht erfahren konnten, wer uns verraten hätte, worauf die Wärterin uns jedesmal energisch darauf hinwies, nur die wesentlichsten Familienangelegenheiten zu besprechen.

Meine Mutter wußte zu diesem Zeitpunkt bereits, dass man Vater nach HINZERT gebracht hatte. Unsere Mutter kam aus dem Grundgefängnis ins Konzentrationslager nach RAVENSBRÜCK. Von ihr bekamen wir zuerst eine Karte, die sie jedoch nicht selbst geschrieben hatte. Später kam dann noch ein Brief. Meine Mutter verstarb am 12. Juni 1944 in RAVENSBRÜCK.

Ein deutscher Gendarmeriebeamte, welcher damals in GROSBOS stationiert war, überbrachte uns die Nachricht etwa einen Monat später, als wir mit Feldarbeiten beschäftigt waren.

Ein Fräulein NOCKELS aus Mondorf war zusammen mit unserer Mutter in RAVENSBRÜCK. Von ihr erfuhren wir später, dass Mutter von Anfang an kränkelte. Sie hatte bei den Durchsuchungen und Verhaftungen in unserem Haus einen derartigen Schock erlitten, dass sie sich nicht mehr erholte. Hinzu kamen die Verhöre, die Sorgen um uns Kinder und um den ebenfalls inhaftierten Vater. Der in ETTTELBRÜCK praktizierende Arzt Dr. Jos MEIERS, welcher mütterlicherseits mit uns verwandt war, schrieb an die KZ-Verwaltung in RAVENSBRÜCK, um nähere Details über den Tod meiner Mutter zu erfahren. Er bekam zwar eine Antwort, doch war dies ein stereotypes Schreiben, wie es wohl jedem zuzuging, der um zusätzliche Informationen nachsuchte. Den amtlichen Bescheid vom Tode unserer Eltern bekamen wir erst viel später. Am Tage nach der Verhaftung der Eltern wurde unser Schwager POORTERS Jean-Pierre aus INGELDORF, mit der Verwaltung des Anwesens betraut. Er war seit etwa einem Jahr mit meiner ältesten Schwester verheiratet.

An der Gestapoaktion auf unserem Hof war unter anderem ein gewisser SUDER beteiligt.

BIVER kannte ihn, da er bereits bei seiner ersten Verhaftung die zweifelhafte Ehre hatte, mit ihm zusammenzutreffen. Außerdem war BRAUCKMANN, vom Judenemigranten-Amt, an der Verhaftung beteiligt. Dieser rühmte sich später einmal gegenüber meinem Schwager, indem er seine Beteiligung an der Verhaftung vom 21. November 1943 erwähnte.

Obschon wir von Anfang an ahnten, dass die Durchsuchung auf unserem Hof das Resultat eines Verrates war, bekamen wir in dieser Hinsicht später Gewissheit. Der Mann, welcher der Gestapo den entsprechenden Hinweis gab, wurde jedoch nicht absichtlich zum Verräter, sondern seine uns belastende Aussage geschah unter der Folter der Gestapo, die ja bekanntlich das Erpressen von Geständnissen meisterhaft beherrschte.

BIVER J.P. kehrte als gebrochener Mensch aus dem Konzentrationslager zurück; er heiratete später meine Kusine und wir hatten bis zu seinem frühzeitigen Tod regelmäßig mit ihm Verbindung. Ich kann jedoch behaupten, dass er nie so richtig über diese Sache hinwegkam, irgendwie fühlte er sich immer am Tode unserer Eltern für mitschuldig. Ich vermute, er konnte seinem Leben keine Freude mehr abgewinnen. Trotz unzähliger Verhöre, und den damit verbundenen Misshandlungen und Drohungen, denen sowohl meine Eltern als auch BIVER J.B. ausgesetzt waren, gelang es der Gestapo nicht, Informationen über andere Refraktäre von ihnen zu bekommen, obschon sie so manches wußten. Ihre Standhaftigkeit hat wohl vielen

das Leben gerettet. Was mit den sterblichen Hüllen unserer Eltern geschah, erfuhren wir nie. Am 2. Juli 1945 fand in MICHELBOUCH der Leichendienst für unsere Eltern statt. Viele waren gekommen, um ihnen die letzte Ehre zu erweisen. Da die Kirche von MICHELBOUCH zu klein war, um auch nur einen Teil der Teilnehmer aufzunehmen, hatten ehemalige Refraktäre in der Nähe der Kirche einen Holzaltar aufgebaut. Es war eine ergreifende Kundgebung von Trauer und Sympathie.

Über den in der GREG-Zeitschrift vom Dezember 1999 erwähnten Gauleiter-Besuch in MICHELBOUCH kann ich folgendes aussagen:

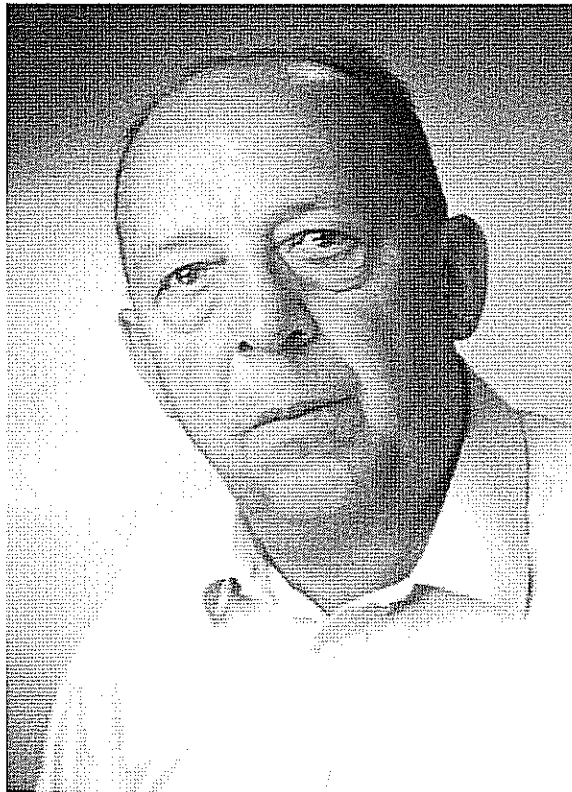
„Nachdem unsere Eltern verhaftet worden waren, fiel der von ihnen bewirtschaftete Betrieb in den Zuständigkeitsbereich der Umsiedlungs- und Treuhandgesellschaft (DUT). Wie bereits erwähnt wurde mein Schwager POORTERS J.P. aus INGELDORF mit der Führung des Betriebes chargiert. Eines Tages, es kann dies im Monat Mai 1944 gewesen sein, teilte er uns mit, dass man ihm in ETTTELBRUCK den Besuch des Gauleiters für den kommenden Tag angekündigt habe. Jemand, dessen Name ich nicht mehr weiß, hätte ihn angesprochen und gesagt *"Morgen kommen wir zu Ihnen nach MICHELBOUCH, Hofbesichtigung durch den Gauleiter, sorgen Sie dafür, dass es etwas zum Fressen gibt"*.

In der Tat, am darauffolgenden Tage, so gegen 11.00 Uhr, fuhren vier Personenwagen bei unserem Hause vor. Es waren immerhin 15 Männer in Uniform, die nach einem schnellen Rundgang um das Anwesen, regelrecht ins Haus stürmten und sich in unserer guten Stube niederließen. Wir wurden aufgefordert, sie mit Schinken, Brot und Schnaps zu versorgen. Ich kannte den Gauleiter zwar nicht, doch wurde die Anrede «Herr *Gauleiter* "von seiner Begleitung ständig benutzt. Die Tür zur Stube war geschlossen, doch konnten wir hören, dass es drinnen ziemlich laut zuging. Es klang so, als würden Reden gehalten. Einer, ich glaube es war der Landesbauernführer erklärte lautstark: „Herr *Gauleiter*, *ich schenke Ihnen dieses Gut*" Wir konnten die Meute nicht schnell genug versorgen, denn ständig kam einer in die Küche um zusätzliche Portionen zu fordern. Sie verzehrten 2 Schinken und tranken eine Menge Quetsch.

Zum Schluss forderten sie noch Milch, so dass wir gezwungen waren, schnell die Kühe zu melken, um ihnen Milch vorsetzen zu können.

Einer aus dem Gefolge, der Luxemburgisch sprach, kam zu uns in die Küche. Er war der Fahrer eines der vier Personenwagen und gab an, er käme aus Colmar-Berg. Derselbe stichelte gegen seine Begleitung und sagte unter anderem: „*gitt hinne dach neischt méi, deene knaschtegen Honn.*" Wir waren der Ansicht, er wolle uns herausfordern, damit wir unsere Meinung äußern sollten, so dass wir nicht auf sein Gespräch eingingen. Ich weiß bis heute nicht, wer dieser Mann gewesen sein könnte. Die ganze Bande verließ das Haus nach einer guten Stunde"

## Jean-Pierre HIRT zum Gedenken



Mit Jean-Pierre Hirt verstarb am 16. Juli 2008 im Alter von 85 Jahren ein langjähriges Mitglied unserer Vereinigung G.R.E.G. Jemp, wie wir ihn auf seinen Wunsch hin, deshalb jedoch nicht weniger respektvoll nannten, war nicht nur Mitglied, sondern ebenfalls Gönner des G.R.E.G., dem er bei mancher Gelegenheit gerne mit Rat und Tat zur Seite stand. So beanspruchten wir des Öfteren seine geschätzte Hilfe beim Aufbau des „General Patton Memorial Museums“, wenn es darum ging auf Fotos, Örtlichkeiten zu identifizieren oder Personen zu bezeichnen.

Gerne stellte er uns Fotoaufnahmen zur Verfügung, die ihn als Zugehörigen des unter Naziherrschaft eingeführten obligaten Arbeitsdienstes zeigen und die noch heute im Museum zu betrachten sind.

Als Korrespondent der Tageszeitung „Letzebuurger Wort“ ließ er es bis zu seinem 80. Geburtstag nicht nehmen, die Aktivitäten des G.R.E.G., sowie sie bei Gelegenheit unserer jährlichen Generalversammlung dargestellt wurden, dem Leser in eindrucksvollen Worten und im Detail zu präsentieren.

Am 29. Januar 1923 geboren, gehörte Jemp zu jenen Jahrgängen, die durch die unselige Verordnung des damaligen Gauleiters zum Arbeitsdienst und später zur Wehrmacht verpflichtet wurden. Über seine Erlebnisse, die wir in längeren Interviews auf Tonband aufgezeichnet haben, werden wir unsere Lesern zu einem späteren Zeitpunkt im „Bulletin GREG“ informieren.

**Jemp, Du hast uns viele Dienste geleistet.  
Wir werden Dich nie vergessen.**

## **E Merci un den Här Paschtouer Sauber.**

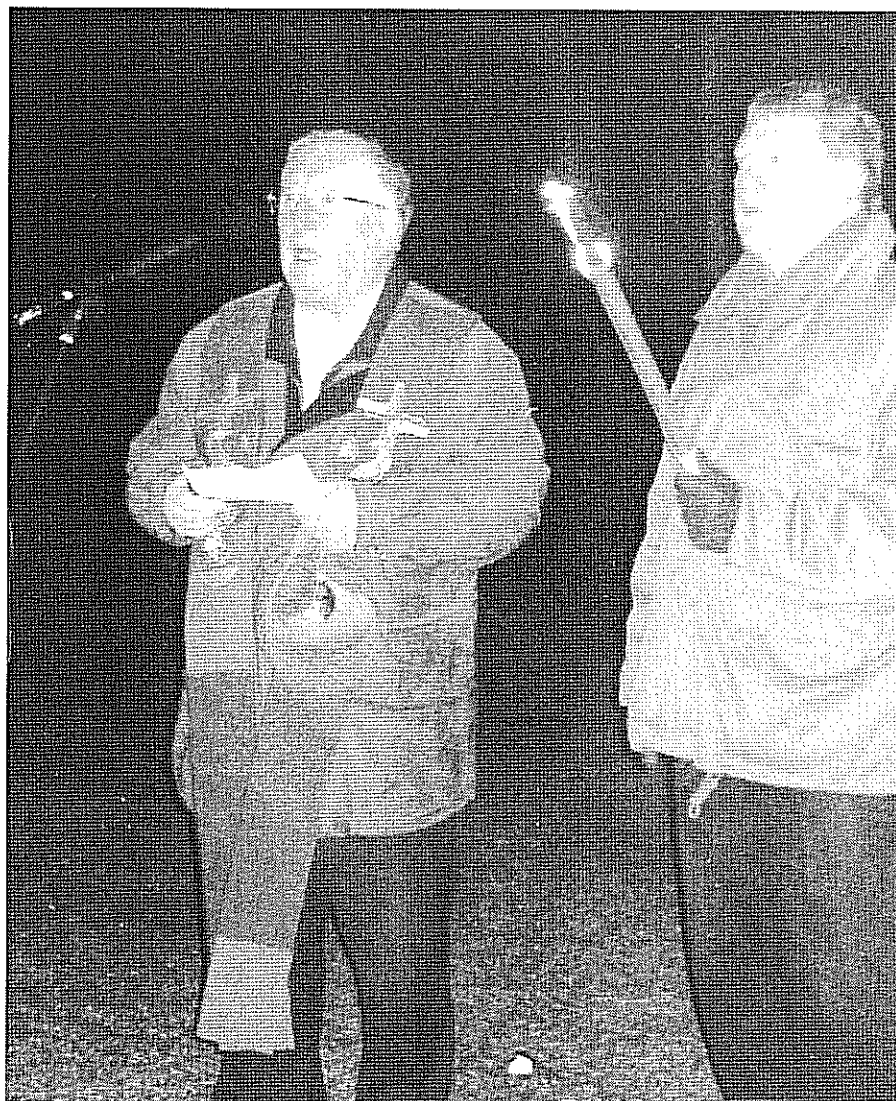
De GREG wünsch dem laangjähregen Ettelbrécker Paschtouer, Jos Sauber, eng laang an ausgefëllte Pensioun bei gudder Gesondheet.

Bei villen Erënnerungsfeierlechkeeten am Zesammenhang mam Zweete Welkrich, vun deenen de GREG munchereng mat organiséiert huet, waren seng Wieder an Iwwerleeungen ëmmer esou formuléiert, dat sie bei den Nolauschterer eng nohalteg Wierkung hannerloos hun.

Dem Här Paschtouer sein Abschiedsgeschenk un de GREG ass en Harmonium, op deem Chrëchttag 1944 däitsch Wehrmachtszaldoten an sengem Heemechtsduerf zu Bettendorf „Stille Nacht, Heilige Nacht“ gespillt a matgesong hun.

Vun desem Instrument huet den Här Sauber sech bestëmmt net liicht getrennt.

Fir sein generëisen Don und de GREG soe mir him villmols merci a mir versécheren him, dat säin Harmonium am Musée Patton eng wuerdeg Platz wäert fannen, an dat am Sënn vum Här Paschtouer, als Symbol fir Fridden an Bridderlechkeet ënnert de Menschen.



Pfarrer Jos SAUBER bei einer Gedenkfeier am Patton Memorial in Ettelbrück

## Unsere Rätselecke

Die richtigen Lösungen aus der März-Nummer lauteten:

**ETOUSA**  
**OLD BLOOD AND GUTS**

Richtige Lösungen haben eingesandt:

<b>LUDWIG</b>	<b>Nico,</b>	<b>Ettelbrück</b>
<b>STEICHEN</b>	<b>Camille,</b>	<b>Welscheid</b>
<b>WINANDY</b>	<b>Alfrd,</b>	<b>Bamhaff/Welscheid</b>

### Buchstabenrätsel:

Britischer General	. . . . .
Amerik. Regimentskommandeur (Ardennenoffensive):	. . . . .
Chef der dt. Ordnungspolizei ab 1936:	. . . . .
Amerik. Divisionskommandeur (Ardennenoffensive):	. . . . .
Amerik. Bataillonskommandeur der während der Ardennenoffensive eine wesentliche Rolle spielte:	. . . . .
Abkürzung für eine bedeutende Nazipartei	. . . . .
Begriff für die Judenverfolgung im Dritten Reich:	. . . . .
Bezeichnung eines amerik. Bombers der in die Geschichte einging:	. . . . .
Zweimotoriger franz. Bomber:	. . . . .
Deutscher Flugzeugkonstrukteur:	. . . . .

A A A A A A A A B C D D D E E E E E G G H I I I I I  
L L L L M M M N N N N N N O O O O O O P R R R R S S  
S S S T T U U W Y Y

Die ersten Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben den Beinamen einer amerikanischen Division, welche bereits zu Beginn der Ardennenoffensive im Einsatz war.

Schüttelrätsel:

Die richtige Reihenfolge ergibt einen Ausspruch aus General Pattons Ein-Minuten-Botschaften.

ENHUCS ISE IENKE TFUZHCU LIBE NHIRE GÄTENSN